

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten

[urn:nbn:de:bsz:31-339486](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339486)

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten.

Der Steuerexecutor.

(Mit einem Bilde.)

Jedes Amt und jeder Stand hat seine Freuden und seine Leiden, das hat der Hinkende oft schon erfahren auf seinen Wanderungen; doch einen kennt er, dessen Leiden beständig sind, während nur selten ihm etwas Freudiges widerfährt, der Stand des Steuerexecutors oder des „Presserle“, wie man ihn auch zu nennen pflegt. Welchem der Leser kommt nicht ein gelindes Grauen, wenn er diesen Namen hört, wenn er den Mann mit der blauen Mütze und der großen Brille auf der Nase denkt! Und doch ist dieser Mann gar oft zu bedauern, denn er muß ausführen, was seines Amtes ist, und wenn ihm auch oft selbst das Herz darüber bricht. Oder soll er aus seiner Tasche bezahlen, was er bei säumigen oder armen Steuerzahlern holen muß? Der Executor ist nie mit Glücksgütern gesegnet, sonst würde er das Amt nicht versehen; hat oft zu Hause eine zahlreiche Familie, für die er das tägliche Brot, so zu sagen, erkämpfen muß. Ungerecht ist daher, diesen geplagten Mann den Haß und den Groll fühlen zu lassen, den man zu Unrecht in sich spürt, wenn man seine Steuern bezahlen soll. Das ist einmal die Einrichtung jedes geordneten Staatswesens, daß jeder Bürger mit beiträgt zu den allgemeinen Lasten, wie er auch den Schutz und die Segnungen eines guten Staatswesens mitgenießt. Und hält sich der eine oder der andere für zu hoch besteuert, so steht ihm ja der Weg zur Einsprache offen, den er immer betreten kann, und er braucht nicht seinen Ärger an dem armen Executor auszulassen. So betrübend es nun auch ist, den Mann der Steuern mit seinen Papieren in ein Haus gehen und pfänden zu sehen, so kommen doch dabei für den Unbetheiligten köstliche Auftritte vor, bei denen bald der Executor, bald der Steuerzahler den Kürzeren zieht. So hat der Hinkende auf seinen Wanderungen manchen Executor kennen lernen, und er muß sagen, fast immer warmfühlende, mitleidige Männer in ihnen gefunden, die ihm manches spaßhafte Erlebnis erzählten, und er will dir lieber, Leser, einige zur Belustigung mittheilen.

Sollte da der Executor in einem Dorfe bei einer Frau für 4 Mark pfänden. Von weitem

sieht er sie schon am Fenster ihrer niedern Hütte stehen. „Was bringt Ihr Gutes?“ ruft sie ihm zu. „Nix bringen,“ antwortete er, „4 Mark holen, macht die Thür auf!“ — „Wird nix aufgemacht!“ rief die Frau, schon rot vor Zorn. „Muß ich aufmachen lassen,“ versetzte ruhig der Executor. Die Frau verläßt das Fenster, nähert sich der Thür und öffnet ein wenig. Im Augenblick, wo der Executor eintreten will, faust aber der Besen heraus und ihm auf den Kopf, dabei schimpfte die Frau fürchterlich. Der Executor schlug nun mit dem Stöckchen hinein, die Frau mit dem Besen heraus, und die Nachbarn lachten und freuten sich darüber. Da kam das Mädchen der Frau heran und trieb zwölf junge Gänsechen vor sich her. „Aha,“ lachte der Executor, „im Namen des Gesetzes, pfände ich diese Gänse!“ Gesagt, gethan, und stolz treibt er die junge Schar auf der Dorfstraße zusammen. Die Frau schimpfte noch lauter, das arme, ahnungslose Mädchen erhielt eine Ohrfeige. Die Bauern lachten unbändig, und der Executor fertigte sein Pfändungsprotokoll aus, das er der Frau auf das Fenster legte. „So“, spricht er, „in 14 Tagen ist Versteigerung!“ dann trieb er seine Gänsefchar vor sich her, der nahen Stadt zu. Es war um die neunte Stunde morgens, und um 3 Uhr nachmittags brachte er glücklich die jungen Galbfüßler seiner Frau. „Meiner Lebtag pfände ich keine solche Bister mehr!“ rief er erschöpft aus; „da, Frau, füttern, in 14 Tagen ist Versteigerung!“ Und nach 14 Tagen wurden die Gänsechen ausgerufen, aber man lachte den armen Mann nur aus, denn niemand wollte „Presserlegänse“ kaufen. Er mußte sie behalten, bezahlen, und hat nie so teure Gänse gegessen.

Von einem andern hörte der Hinkende folgendes: Sollte ich da bei einer armen Frau pfänden. Der Mann trieb auf dem Dorfe einen Handel mit Branntwein, den er von den Bauern erstand und dann in der Stadt und Umgegend verkaufte. An Patent und Steuern mußte er 40 Mark zahlen. Ich ging also in das bausällige ärmliche Häuschen, wo die Frau mich mit den Worten empfing: „Was bringt Ihr Gutes?“ — „Nix bringen, 40 Mark holen!“ antwortete ich. „Mein Mann ist noch nicht zurück, könnt Ihr nicht warten?“ — „Geht nicht, Frau,“ versetzte ich,

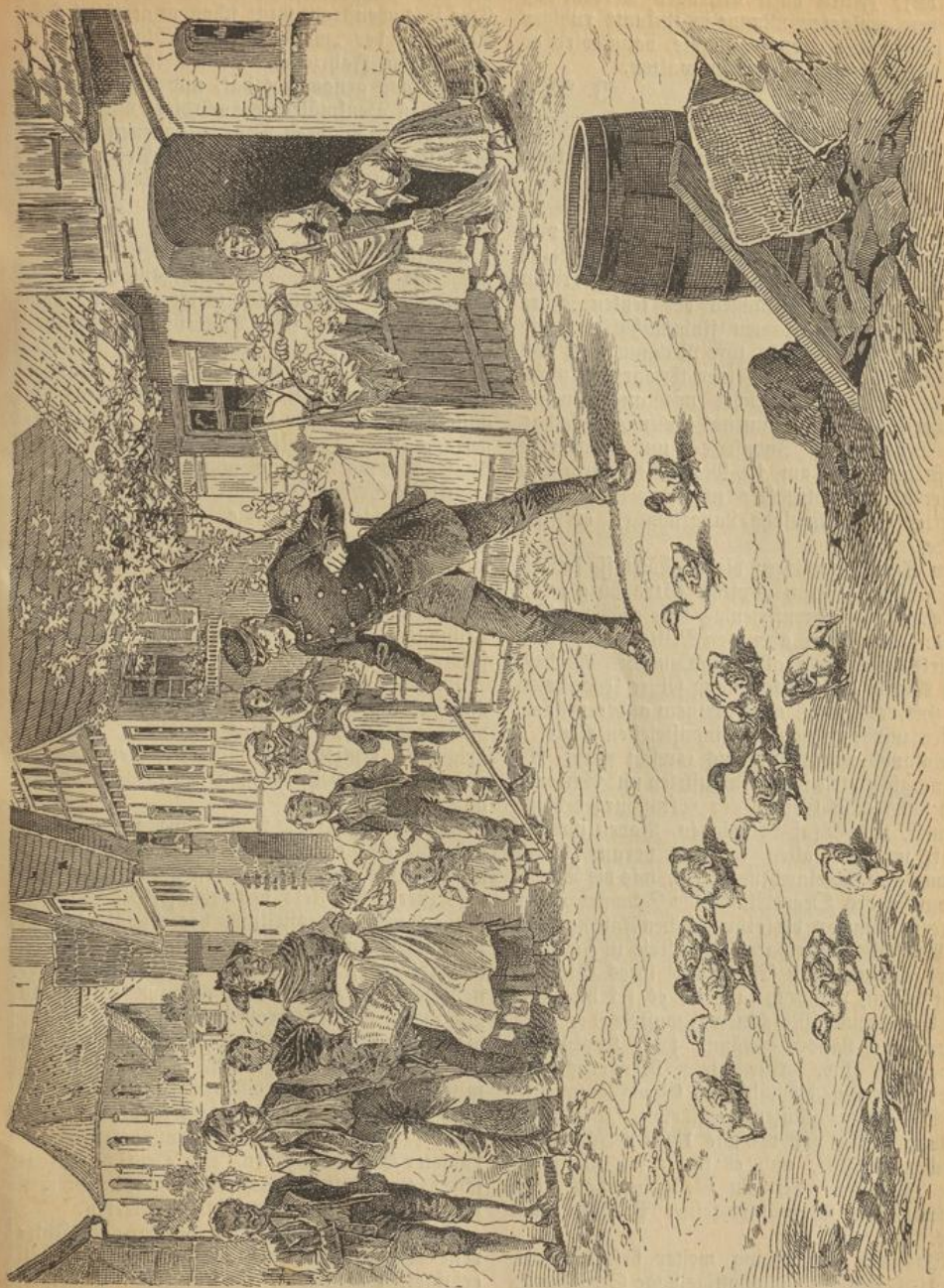
„muß heute pfänden.“ Darauf ging die Frau an das Bett und holte aus dem Stohrsack einen alten Strumpf, dem sie 20 Mark in einzelnen Markstücken entnahm, und zählte sie auf den Tisch mit den Worten: „Da bezahle ich die Hälfte, das andere bekommt Ihr, wenn mein Mann zurück ist!“ — „Seht nicht,“ versetzte ich, „ich nehme die 20 Mark, und für die anderen pfände ich!“ Da reckte sich die Frau aber in die Höhe, strich im Nu die zwanzig Märklein wieder ein und sagte: „Wenn Ihr doch pfänden müßt, so pfändet halt für alles!“ sprach's und steckte den Strumpf mit dem Gelde ein. Die Stube war ärmlich möbliert; ich faltete mein Pfändungsprotokoll auseinander und schrieb „4 blaue Vorhänge, Wert 1 Mark; eine Holzliste, 40 Pfennige“ „Was habt Ihr noch, Frau?“ — „Ihr könnt ja suchen“ antwortete sie, und ging mit ihrem kleinen Kinde auf dem Arm an den Ofen, in welchem der Kaffee anfing zu kochen. Ich ging hinaus in die Küche, fand aber nichts; ich ging auf den Speicher, und fand dort eine alte schwarzwälder Uhr, in der die Hälfte der Räder fehlten. Die brachte ich mit herab und schrieb: eine schwarzwälder Uhr, 50 Pfennige. „So“, sprach ich nun, „hier diese Gegenstände dürfen nicht veräußert werden, und in 14 Tagen ist Versteigerung!“ — „Und das ist für dich, du Hund!“ rief sie plötzlich, und warf mir den Kaffeetopf zwischen die Beine. Glücklicherweise sah ich ihn kommen, und konnte noch mit gespreizten Beinen emporspringen. Ich verließ die schimpfende Frau, hielt nach 14 Tagen, oder wollte Versteigerung halten, doch Holzliste, Uhr und Vorhänge waren verschwunden. „Wo sind die Pfandgegenstände?“ fragte ich sie. „Ächelnd gab sie mir zur Antwort: „Mit der Kiste und der Uhr habe ich meinen Kindern Kaffee gekocht, und die Vorhänge hat mein kleinstes als Windeln unterm unter sich!“ Was wollte ich da machen? Pfändungs ohne Ergebnis,“ lautete mein Bericht.“ Die Frau hatte ihre 20 Mark, und meine Hosen tragen heute noch braune Kaffeefl den.

In einem Dorfe wurde eine außergewöhnliche Steuer erhoben für den Bau einer Brücke, welche vom Gemeinderat bewilligt wurde, gegen die aber der reiche Bauer Michel schimpfte und fluchte. „Und ich zahle nicht!“ rief er aus, und er zahlte nicht, und der Executor kam. Vor seinem Hefse stand Michel mit einem Knotenstock in der Hand, und drohte dem armen Executor mit Schlägen. Dieser mußte den Ortsvorstand und den Ortsdiener zur Hülfsleistung herbeiholen, denen es auch gelang, den Michel zu beruhigen, und dem Executor Eingang zu ver-

schaffen. Er pfändete eine Kuh, und setzte die Versteigerung an auf 14 Tage. Das ganze Dorf war vor der Kirche versammelt, wo der reiche Michel seine Kuh versteigern ließ vom Steuer-executor. „Eine Kuh“ rief dieser, „wer bietet? . . . Niemand! . . . 100 Mark . . . wer bietet?“ Alles blieb still. „50 Mark“ fing der Executor wieder an; „30 Mark, . . . 20 Mark!“ alles still. 20 Mark sollte Michel bezahlen. „Wißt ihr was, ihr Leute,“ sprach jetzt der Executor, „wenn ihr nicht bieten wollt, so muß ich die Kuh mit in die Stadt nehmen!“ Da kam Leben in die Bauern, und „10 Mark!“ ertönte das erste Gebot, und nun ging es 50 pfennigweise aufwärts bis auf 20 Mark. Da war alles wieder still. „20 Mark, zum ersten,“ rief der Executor, „zum zweiten . . . zum . . . zum . . . zum letzten Mal. Wer hat die Kuh?“ „Ich“, sprach höhnisch der reiche Michel, „ich habe sie für zwanzig Mark, hier das Geld, und Ihr Herr Executor habt die Kosten!“ sprach's, und führte stolz seine Kuh nach Hause.

Schlimmer erging es dem Executor, der beim Ackerpeter pfänden sollte. Freundlich empfing er den Mann mit der blauen Mütze, schenkte ihm ein Glas Wein ein und führte den ahnungslosen ruhig an den Schweinestall um dort die Dickschäuter zu pfänden. Der Executor ging einen Schritt hinein um die Tiere zu zählen, der Peter aber schloß hinter ihm die Thür, und wünschte ihm viel Vergnügen bei den Rüsselkettieren. Drohungen, Bitten, nichts half, und er mußte drei Stunden bei der grunzenden Gesellschaft verbringen, ob er Michel ihn herausließ, und spöttisch fragte, eh er auch Zeit genug hatte, jedem einzelnen Tierchen die blaue Stempelmarke aufzubrüden. Dann gab er dem Executor noch den guten Rat zu schweigen, dann wolle er, der Peter, auch nicht erzählen, wo der Herr Executor den halben Vormittag zugebracht habe. Und der Executor schwieg, aus Furcht vor dem Spott und Hohn, und Peter schwieg auch, der Hinfende hat es aber doch erfahren, von welchem? das sagt er nicht.

Aus diesen paar Beispielen kannst du, lieber Leser, sehen, daß das Amt eines Executors keineswegs beneidenswert ist. Bedauerlich ist es ja, wo gegen arme Familien mit der Strenge des Gesetzes vorgegangen werden muß, und, noch einmal, sehr ungerne geht auch da der Mann des Gesetzes vor, aber daß man diesem Manne aus Trotz, Starrköpfigkeit oder Bosheit allerlei Streiche zu spielen sucht, daß man ihn haßt, das ist eine Ungerechtigkeits, und der Hinfende glaubt, zur Ehre unferer Eisässer biederen Charakters,



Der Steuerregulator. „Und stolz treibt er die junge Schaar auf der Dorfstraße zusammen.“

daß diese Zeilen dazu beitragen werden, daß man dem geplagten Manne in Zukunft ruhiger und bereitwilliger entgegenrete, dann wird er auch seines Amtes schonender walten.

J. W.

Die Industrie- und Gewerbe-Ausstellung in Straßburg.

(Mit vier Bildern.)

Es ist nicht leicht, eine Ausstellung zu veranstalten, heutzutage um so schwerer, als eine gewisse Ausstellungsmüdigkeit Platz gegriffen hat. Manche Ausstellungen der letzten Jahre mit hochtönenden Namen sind mißglückt; die Aussteller fanden nicht ihre Rechnung und das Publikum fand sich in seinen Erwartungen getäuscht. Desto erfreulicher und anerkannterwerther ist ein vollkommenes Gelingen wie das der Straßburger Industrie- und Gewerbe-Ausstellung, die am 19. Mai 1895 durch den Kaiserlichen Statthalter in Elsaß-Lothringen, Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg, eröffnet wurde.

In Straßburg liegen die Verhältnisse freilich auch außerordentlich günstig. Straßburg selbst ist keineswegs Industriepfand von größerer Bedeutung, es bildet aber den Mittelpunkt eines Bezirks, der innerhalb des Deutschen Reiches, was Anzahl und Ausdehnung seiner Industrien und Gewerbe anlangt, von keinem anderen übertroffen und nur von den industriellen Bezirken Rheinlands und Westfalens erreicht wird. An Mannigfaltigkeit seiner Industrien und Gewerbe steht aber das Gebiet der Straßburger Ausstellung, das Elsaß-Lothringen, Baden und die Pfalz umfaßt, allen anderen voran. Dazu kommt, daß einzelne Industrien, wie die Textil-Industrie des Ober-Elsaß, die Schwarzwälder Uhrenfabrikation, die lothringischen Fayencerien, die Adt'sche Papierwaren-Industrie in Forbach, überhaupt auf dem Erdenrund ihres Gleichen nicht haben, während andere, es sei hier nur die Eisen- und Maschinen-Industrie der drei beteiligten Länder erwähnt, jeder Konkurrenz gewachsen sind. Alle diese hervorragenden Industrien und die zahllosen Gewerbe wurden in Straßburg glänzend vertreten. Die Ausstellung wurde von beinahe 1300 verschiedenen Firmen besichtigt, und es findet sich schwerlich eine Industrie oder ein Gewerbe, das nicht musterzügliche Exemplare seiner Produkte darböte.

Was der Ausstellung weiter besonders zu Statten kam, ist die günstige Lage Straßburgs

an den Hauptverkehrsstraßen des Reiseverkehrs. Der Fremdenstrom flaut schon zu gewöhnlichen Zeiten in der „wunderschönen Stadt“, die in den letzten Jahrzehnten einen so gewaltigen Aufschwung genommen hat, und die neben den klassischen Denkmälern ehrwürdiger mittelalterlicher Kunst in ihren neu entstandenen Theilen zahlreiche öffentliche wie private Prachtbauten aufweist. Im Jahre 1895 verlieh nun die Ausstellung der Stadt doppelten Reiz und besonderes Interesse.

Günstig für die Straßburger Ausstellung war auch die Lage des Ausstellungsplatzes, der, innerhalb der Stadt, leicht zu erreichen ist, seine Beschaffenheit und seine Ausdehnung. Er umfaßte beinahe 21 ha, eine sehr respektable Größe, wenn man bedenkt, daß die Pariser Weltausstellung von 1889 sich mit 26 ha begnügte, und daß für 1900 auch nur 39 ha vorgesehen sind. Hauptsächlich zeichnete sich der Platz aber durch seine wunderbare landschaftliche Schönheit aus. Herrliche Park- und Gartenanlagen, schattige Alleen prächtiger Bäume nahmen den größten Teil in Anspruch, während ein hinlänglich großer Raum frei blieb für die eigentlichen, architektonisch hervorragenden und luxuriös ausgestatteten Ausstellungsgebäude, die mehr wie 2 1/2 ha Bodenfläche bedeckten.

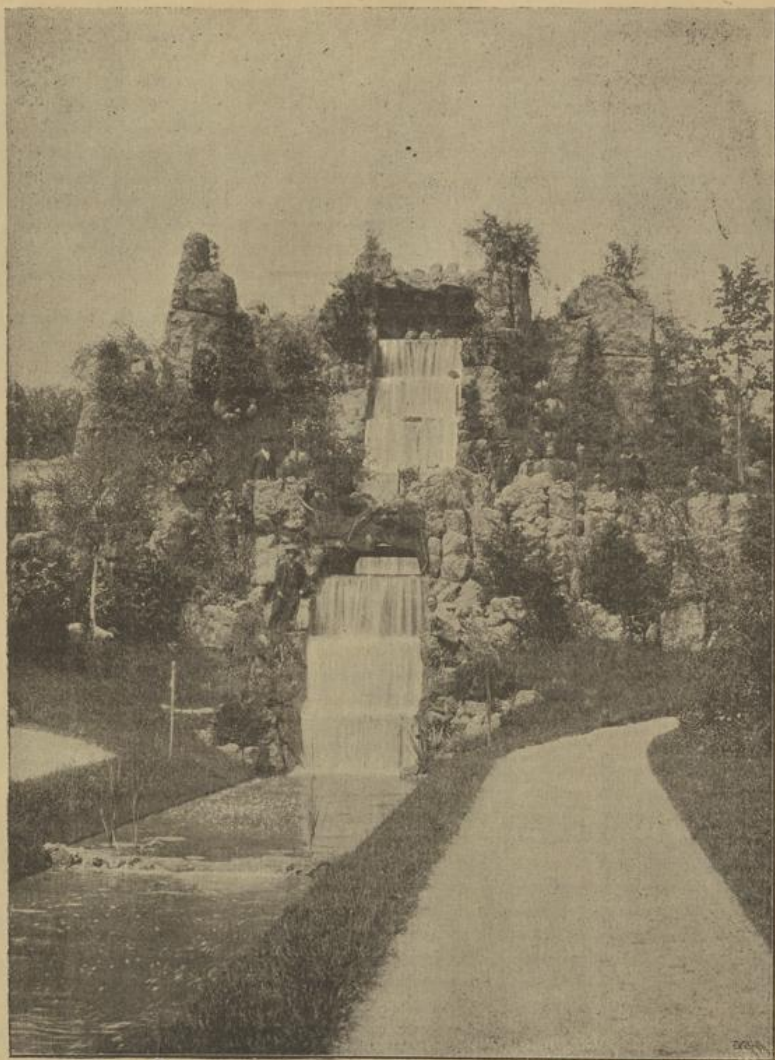
Zwischen den Park- und Gartenanlagen oder am See malerisch gelegen, erhoben sich außerdem zahlreiche durchaus hübsche, teilweise originelle Einzelpavillons verschiedener Aussteller und vervollständigen das farbenprächtige und lebhaft Bild.

Die Straßburger Ausstellung zeichnete sich nebenbei noch durch eine Reihe wohlgelungener und sehenswerter Sonderausstellungen aus. Da war zuerst die stets des lebhaftesten Besuches sich erfreuende Ausstellung der reichsländischen Forstverwaltung und die nicht minder interessante in zahlreichen Aquarien untergebrachte Ausstellung der Kaiserlichen Fischzuchtanstalt in Hüningen. Einen großen Platz beanspruchte die Ausstellung des Landeskomites des Vereins vom Roten Kreuz, die alle modernen Hilfsmittel für die Verwundetenpflege im Kriege aufwies, bis zu großen Lazarethbaracken, und ganzen zum Transport Verwundeter eingerichteter Eisenbahnzüge. Die Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger in Bremen war ebenfalls auf dem Plage vertreten.

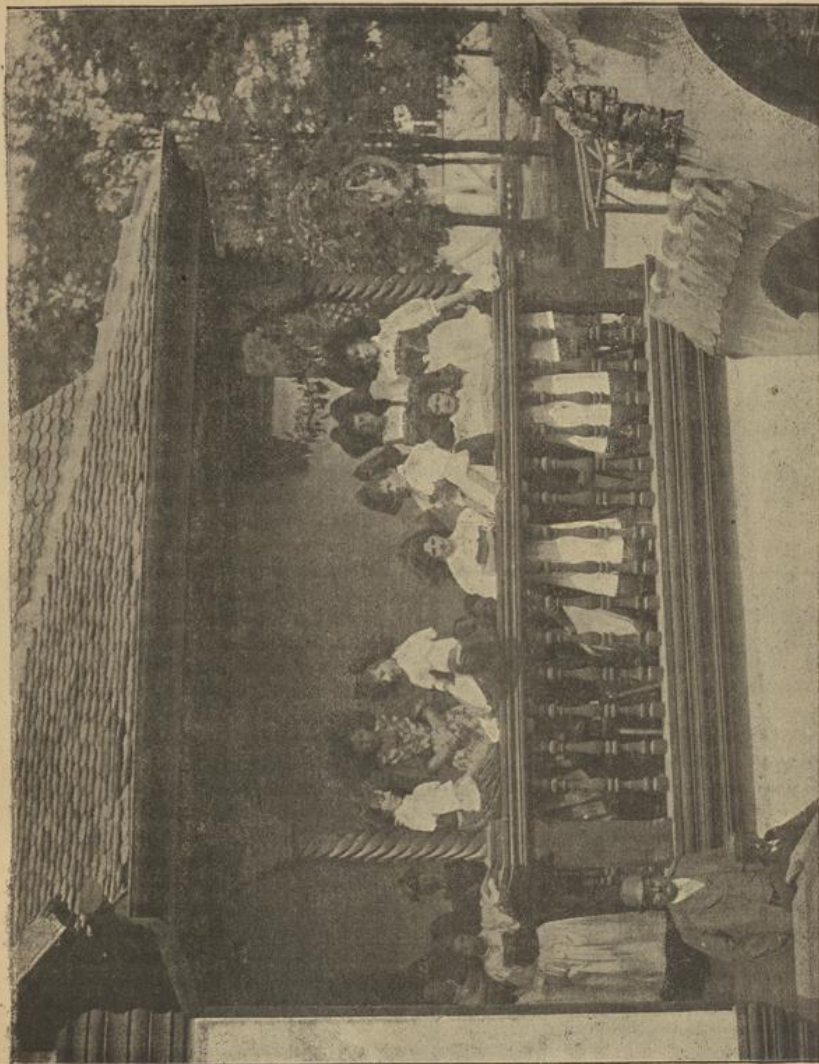
Ein weitgehendes ganz hervorragendes Interesse beanspruchte aber die seit Anfang Juli eröffnete Ausstellung für Kunst und Altertum,



Ausstellungshallen.



Der Wasserfall.



Österrisches Bauernhaus (Weinstock Aug. Stuhl).



Verwaltungsgebäude.



Pavillon : Elsäffische Conservenfabrik.

berer Katalog mehr wie 3000 Nummern aufwies. Elsaß-Vothringen ist wie kein anderes Land reich an künstlerischen Gegenständen vergangener Jahrhunderte, die sich im Besitz der Städte, von Kirchen und von Privatpersonen befinden. Dieser ganze Reichtum, darunter Dinge von unschätzbarem Werthe, ist zusammengestellt und zum erstenmale in seiner Gesamtheit dem Publikum zugänglich gemacht worden. Es sei hier nur kurz erwähnt, daß u. a. zwei umfassende Sammlungen der Werke Hans Baldungs, genannt Orien und Martin Schongauers, Malereien, Zeichnungen und Kupferstiche ausgestellt waren.

Der Feudalbauer.

(Stizze aus dem schwäbischen Oberlande.)

Vor Beginn nachstehender Erzählung, deren Verfasser Hermann Kurz heißt, hält's der Bote für zweckmäßig eine kleine Erklärung des Wortes Feudal zu geben, das vermutlich einer oder der andere Kalenderleser nicht kennt. Also: Feudal-Gut, Feudal-System; Feudum, heißt das Lehen, folglich ist ein Feudalbauer ein Lehensbauer. Nun zur Sache ohne längeres Präambulum!

In einem Bierhause der Residenz Stuttgart saß eines Abends die gewohnte Gesellschaft, die sich seit einigen Monaten hier behaglich zusammengefunden hatte: Beamte, Künstler, Schriftsteller, Handwerker, bunt gemischt, ohne Anspruch auf irgend einen andern Rang als den, welchen die gesellschaftliche Steuerpflichtigkeit und Steuerfähigkeit begründet, bei einander. Bald war die Unterhaltung zu einem Thema gelangt, das schon mehrere Abende ergötzlich fortgeklungen hatte; ein Maler, ein jovialer Hagestolz, aus der obern Provinz des Landes gebürtig, der als Knabe noch die guten Zeiten des alten Reichs mit ihren Pöppelgenossen genossen, wurde durch allerlei Sticheleien und Anzüglichkeiten gereizt, den Satz, den er schon mehrmals mit wechselndem Glück verteidigt hatte, wieder aufzunehmen, und war in kurzer Zeit so im Feuer, daß er ganz unumwunden die Behauptung durchführte, das Land habe durch die Acquisition jener alten Reichsprovinzen erst seinen eigentlichen Nerv erlangt, da es vorher innerlich ohne Mark, nach außen ohne Kraft, ja eine wahre Bettlerhaltung gewesen. Dies war das Stichwort zu den lustigsten Diskussionen, denn da man wohl wußte, daß der jugendlich-lebhafte Mann es mit seinen rabikalen Scheltworten keineswegs böse

meinte, sondern nur scherzhafte Anregungen zu geben beabsichtigte, war man stillschweigend übereingekommen, die Zustände bloß oberhin zu berühren, Halbwahrheiten gegenseitig für baare Münze anzunehmen, und sich mit den verzweifeltesten Kontroversen zu hegen. Jeder, der dem Staat erst durch die neue Ordnung der Dinge angehörte, schlug sich auf die Seite des Malers, und so entstanden zwei ziemlich gleiche Parteien, die sich unter dem herzlichsten Jubel die Mine gaben, eine unheilbare Fehde auf Tob und Leben durchzuführen. Von Seiten der alten Landesländer wurde ihm sogleich der Vorwurf entgegengehalten, daß der Mutterstaat durch seine neuen Erwerbungen sich nicht habe bereichern können, da er genötigt gewesen sei, eine unermessliche Schuldenlast von ihnen zu übernehmen, und es fehlte nicht an Ausfällen auf die schlechte und leichtsinnige Wirtschaft der ehemaligen Reichsunterthanen, — Pfeile, welche natürlich so gerichtet wurden, daß sie zugleich deren Vertreter als einen sorglosen Künstler treffen sollten, wogegen er sich jedoch durch Vorweisung einer strogenden Börse (eine humoristische Pralerei, welche unter vertrauten Bekannten keinen Anstoß erregen konnte) vollkommen rechtfertigte. Er nannte diese Börse seinen Feudalsäckel; denn die altertümliche Verfassung der großen Bauernhöfe im Oberlande war hauptsächlich der Gegenstand, um welchen der Streit sich schon mehrmals gedreht hatte indem die Unterländer das Majorat (Vorzugrecht des Ältesten eines Stammhauses, auch das auf den Ältesten fallende Gut-Majoratgut, das nicht veräußert werden kann) als eine barbarische Einrichtung angriffen, welche neben einem einzigen Reichen eine Menge von Armen schaffe, ihr Lebenlang zur Sklaverei verdammt, von dem Willen des despotischen Erben abhängig, der sie nicht als Brüder und Schwestern, sondern als Knechte und Mägde zu unterhalten angewiesen sei. Dagegen machte der Maler die politische Selbstständigkeit geltend, welche aus einer solchen Verfassung fließe, erinnerte an die norwegischen Edelbauern, welche so kräftig als ehrenvoll auf dem Storting (Deputirtenkammer) ihre Rechte behaupten, und rief endlich, als er von allen Seiten gebrängt wurde: „Was wollt ihr denn mit der Barbarei sagen? was haben denn eure Bauern davon, daß ihre Güter verteilt werden? bei uns ist doch Einer im Besitz und das macht ihn menschlich gegen seine Untergebenen, aber bei euch hat Keiner etwas! wovon leben denn eure Bauern? mit Hafer und dünnen Zwetschen müssen sie die paar Kreuzer zu gewinnen suchen, mit denen sie

kümmert sich ihr elendes Leben fristen! dagegen sitzt der Feudalbauer wie ein Fürst auf seinem Gut, und nicht sein geringster Knecht würde mit einem von euren freien Haferbauern tauschen!"

Nun hatte der Maler einen harten Kampf zu bestehen, aber er wehrte sich wie ein alter Ritter, von welchem wir lesen, daß sie oft mit einem ganzen Heerhaufen gekämpft und sich herumgetummelt haben; doch wollten seine Gegner behaupten, er hätte diesmal den Kürzern gezogen, wenn nicht ein junger Schriftsteller, ebenfalls aus den neuen Landen gebürtig und somit sein natürlicher Bundesgenosse, noch im rechten Augenblick dazu gekommen wäre und ihm durch hitzige Plänkelleien den Rücken freigehalten hätte. Als vermöge einer stillschweigenden Uebereinkunft, die Waffen ruheten und die Kämpfer sich an den Proviant hielten, der weißschäumend vor ihnen perlte, nahm ein noch junger Beamte mit klugem und entschlossenem Gesichte das Wort; man wußte, daß er erst vor Kurzem aus einem der obern Landesdistrikte in die Hauptstadt befördert worden war.

„Meine Herren,“ sagte er, „ob ich gleich sehr gut weiß, daß man in dieser Gesellschaft Scherz verstehen muß, und die soeben beschlossene Debatte nicht so nehmen darf, wie sie lautete, so glaub' ich doch, daß sich ihr eine lehrreiche Seite abzugewinnen läßt, und der Humor unserer heutigen Unterhaltung wird, wie ich hoffe, nichts verlieren, wenn ich einen ernsthaften, das heißt, aus dem Leben geschöpften Beitrag dazu gebe: Ich bekleidete, bis vor einem Monat, einen Posten bei der Verwaltung im Oberland, und bei dieser Gelegenheit hab' ich mit einem der Bauern, über welche Sie sprachen, merkwürdige Fata, oder Erlebnisse, gehabt. Der Distrikt, in welchem ich angestellt war hatte, während der französischen Wirren unter dem alten Napoleon, unter anderm ein Jahr lang dem Prinzen von D— gehört, und Blomsperger — so will ich meinen Mann nennen — war eben zu der Zeit, als die Umgegend an unsre Provinz überging, eines leichten Wildfrevels wegen, in Haft. Nun kennen Sie alle die Strenge des vorigen Herrn, namentlich in diesem Punkte: ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß der Angeschuldigte in dem Augenblicke wo sein Vergehen stattfand, eine notorisch ganz geringe Strafe riskierte, wurden die bestehenden Gesetze auf einen Fall, der, gegen andre Gesetze und eine andre Obrigkeit verstoßen hatte, angewendet, und — vergebens bot er Geld auf Geld — mein Blomsperger kam vier Jahre unter die Galioten (Galeere). Er hielt seine

Zeit ruhig aus, wurde endlich wieder frei, kam zurück und ward wieder der angesehenere reiche Mann, der er zuvor gewesen war. Darüber vergingen lange Jahre; der alte Herr war längst gestorben, die Sache tot und vergessen, und Blomsperger wurde in seinem Dorfe zum Schulzen gewählt. Ich muß auf Pflicht und Gewissen erklären, daß ich in meinem ganzen Amtsbezirk keinen vernünftigeren Schulzen gehabt habe: er ging den andern mit einem guten Beispiel voran, und wußte die störrischen Gemüther den heilsamern Maßregeln der Regierung zugänglich zu machen. So lern' ich ihn näher kennen und stand ganz gut mit ihm, denn es war eine Freude, wenn man mit ihm zu thun hatte. Aber seine Ueberlegenheit zog ihm Feinde zu, auch der Oberbeamte war ihm nicht grün, denn er verstand sich nicht auf Komplimente und hatte eine unerbittlich ehrliche Zunge, ein Ding just so zu heißen, was es eben war. Nun kam ein Komplott gegen ihn zu Stande, und ein solauer Kopf besann sich, daß dieser Schultheiß einst eine entehrende Strafe erlitten, mithin zu keinem bürgerlichen Amte mehr fähig sei. Dagegen war nichts weiter einzuwenden, und ich ließ daher meinen Mann in der Stille kommen: „Blomsperger, sag' ich ihm, „seht Euch bei Zeiten vor und bläst den Rückzug; es zieht ein Ungewitter gegen Euch auf.“ — „Hohn,“ sagt er (denn er hatte einen schnellen Werts), „ich weiß schon, woher der Wind geht! ist es vielleicht gewissen Leuten eingefallen, daß der Schulz von R. . . einmal Manschetten getragen hat? Nun, da will ich den Ulmer Kuhhirten und diesen Leuten zuvor kommen.“ — In der nächsten Amtsversammlung stand er auf und beehrte bescheidenlich seinen Abschied. Der Oberbeamte zog die Stirn zusammen und sprach lateinisch mit mir; ich erwiderte ihm aber, ich hätte meinen Schulsack schon längst verschwigt, er sollte darum nur deutsch reden. Da sagt' er lachend: „Ihr müßt Wind gehabt haben, Blomsperger! Es war allerdings an dem, daß man Euch den Marsch gemacht hätte, nun spielt Ihr, sozusagen, den Ulmer Kuhhirten und zieht Euch gerade noch zur rechten Stunde zurück.“

Damit war die Sache gut, aber der Bauer war fuchsteufelswild und schwur Stein und Bein, es müsse anders werden, und wenn er sein ganzes Vermögen daran rücken müßte. Ich war auf seiner Seite, denn es läßt sich nicht leugnen, daß man eine große Ungerechtigkeit gegen ihn begangen hatte. Also setz' ich ihm eine Schrift auf und schickte ihn mit allerlei Instruktionen in die Residenz: „Geld müßt Ihr mitnehmen,

Blomspurger", sagt' ich ihm, "Geld vollauf, denn es ist ein teures Pflaster dort, Ihr versteht mich schon!" — Mein Bauer ließ sich das nicht zweimal sagen, er steckte ein ganzes Kapital in seine Tasche und so marschierte er, weil damals die Eisenbahn noch fehlte, aufs Schuhmachers Rappen hieher. Vor dem Schloß angekommen, trat er, wie ich ihm angerathen hatte, zu dem rothen bordierten Hahn, der dort auf und ab spazierte, brückte ihm einen Kronenthaler in die Hand und bat, er möcht' ihn hineinlassen, er hab' eine wichtige Sache abzumachen. Also ließ der ihn durch. Er ging aber nicht ganz oben hinauf, sondern zu einem gewissen andern Herrn im Kabinett, den ich jetzt nicht nennen darf, und dem er meine Supplik zu übergeben hatte. Dort stellte er sich, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt, rindshagelsdumm, richtete dem Herrn einen schönen Gruß von mir aus, was ihm Gott vergeben wolle, und bot ihm einen Kronenthaler dar. Der Herr wurde bitterböse, und wollte wissen, ob schon jemand Geld von ihm genommen hätte. Nun war er doch so gutmütig, das nicht zu verraten, nur sagt' er, habe er gehört, daß man, ohne zu schmirren, nicht wohl durchkommen könne. Da lachte der Herr, daß er sich den Bauch halten mußte, sah die Schrift durch und sagte: "Eure Sache ist gerecht; geht nur wieder nach Hause, guter Mann, Euch soll bald geholfen sein!"

So kam er wieder zu mir, erzählte mir seine Gänge und verhielt sich stille. Lange Zeit verging und es kam nichts. Da traf er mich wieder und fragte, was zu thun sei? "Nichts habt Ihr zu thun", sagt' ich ihm, "bleibt nur ruhig, ich merke schon, an welchem Nagel die Sache hängen geblieben ist; in vierzehn Tagen muß ich, einer Anzelegenheit halber, in die Stadt und da will ich auch nach Euern Rüben sehen." — Als ich hieher kam, ging ich gleich ins Kabinett zu dem bewußten Herrn, entschuldigte mich wegen des unberufenen Grußes, und fragte, ob die Sache noch nicht im Reinen sei. Pöz Clement und kein End! wie wurde der Herr so zornig! Nun erfuhr ich, was ich längst geahnt hatte: das Restitutionsdekret für den Blomspurger war schon vor sechs Wochen hinausgeschickt worden, und der Oberbeamte hatte es mala fide, wie die Lateiner sagen, liegen lassen. Ich bat, von meiner Mitteilung keinen Gebrauch machen zu wollen, besorgte meine Geschäfte und reiste zurück. Noch in derselben Nacht, in welcher ich ankam, schickte ich hinaus (es war drei Viertelstunden weit) und ließ dem Blomspurger sagen, morgen mit dem Frühesten solle er sich bei mir

einfinden und alle Taschen voll Geld mitbringen, es stehe nicht gut und er werde gepfeffert zahlen müssen; dem Boten aber habe er einen Sechsbäzner zu geben wegen der späten Nachtzeit, und zwei Schoppen vom Guten dazu. Das geschah. Morgens um 5 Uhr — ich lag noch in den Federn — kommt mein Knecht herein: Der Blomspurger stehe schon draußen! "Laß ihn herein", rief ich lachend, und wie er vor meinem Bette stand, hub ich an: "Hört, Mann, es thut mir leid! Euer' Sach' steht schief und Ihr werdet noch obendrein bestraft! Habt Ihr Geld bei Euch?" — "So ziemlich", sagt' er gleichmütig, und zog rechts 200 Fl. und links 200 Fl. aus den lebernen Taschen. "Reicht nicht!" sagt' ich bedenklich; "Ihr werdet mehr brauchen, versucht's einmal und geht in die Beamtung hinüber, heißt das, wenn die Leute erst auf sein werden, und fragt, ob noch nichts für Euch da sei. Jetzt aber schiebt Euch fort, und laßt mich noch ein wenig schlafen, ich bin müd' von der Reise." — Neun Uhr schlägts, da stand mein Blomspurger schon wieder vor mir. "Nicht wahr, es steht heillos", rief ich ihm entgegen. "Ja, zum Heulen", sagt' er lächelnd und berichtet mir den Porgang: "Als er vor den Oberbeamten getreten war, mochte diesem schon ein Bözelein gesungen haben, er war sehr freundlich und sagte: "Blomspurger! ich hab' Euch eine angenehme Neuigkeit mitzutheilen. Das Dekret ist eigentlich schon vor einiger Zeit angekommen, und durch ein Versehen, das ich recht sehr bebauere, unter andre Akten verlegt worden. Eure Strafe ist aufgehoben, Ihr seid in Eure bürgerlichen Ehren wieder eingesetzt, ich gratulir' Euch; jetzt könnt Ihr Schulz, oder Bürgermeister werden, was Ihr wollt." — "Nichts will ich werden, Herr!" hatte er erwidert; "Mir ist's genug, daß ich wieder ein ehrlicher Mann bin!"

— "Nun, und was habt Ihr bezahlen müssen?" fragte ich ihn.

"Fünfzehn Gulden Sporteln" (das war von Rechte wegen).

— "Hat Euer Geld gereicht?"

"Und's reicht doch nicht!" rief er, indem er an seine Taschen schlug; "denn jetzt muß ich fragen, was ich Euch schuldig bin!"

"Hab' ich Euch denn die Zechen schon zu machen begehrt?" rief ich, während er seine Gelbrollen herauszuziehen und auf den Tisch zu legen anfing: "eingesteckt! Wenn wir gute Freunde bleiben sollen! Wollt Ihr aber mit Gewalt wissen, was Ihr mir zu bezahlen habt, so will ich's Euch sagen: Für Papier, Tinte und

gehabte Mühewaltung seid Ihr mir einen Gulden und vierzig Kreuzer schuldig; damit könnt Ihr auf der Stelle herausrücken, wenn Euch so darnach zuckt."

"Nein, das geb' ich Euch nicht, der Teufel soll mich holen!" rief er wild. "Ihr seid mein Vater, Ihr habt mich wieder zu einem Mann gemacht, und das sollt Ihr nicht umsonst gethan haben."

Er wiederholte den Versuch noch mehrmals; da er aber sah, daß bei mir nichts anzubringen war, führte er sich ab und ging zu meiner Frau. Diese war schon von mir instruiert, und wies ihn ebenfalls ab. Nun versteckte er noch eine Kronenthalerrolle, 108 Fl. im Betrag, in einen Wandschrank, wo das Geld sogleich nachher aufgefunden und ihm ins Wirthshaus „zur Traube“ nachgeschickt wurde; denn dort hatte er Standquartier genommen, und trank nach Herzenslust. Nachmittags um 2 Uhr machte ich einen Spaziergang mit zwei Bekannten und kam zufällig an der „Traube“ vorüber: ich dachte, er sei längst fort, aber er lag unter dem Fenster mit feuerrotem Gesicht und rief uns herein. Da half kein Widerstreben. Ich verlangte ein Glas Bier, aber er schlug dem Traubenwirt das Glas aus der Hand und ließ Champagner kommen. Ich trank ein paar Kelche und ging nach Hause zurück an mein Geschäft. Abends um Acht, es fing an zu dümmern, ging ich wieder denselben Weg vorbei, wer sieht zum Fenster heraus? mein Blomsperger, der mich gleich wieder darin haben wollte. „Um's Himmels willen, Mann!" rief ich, „warum denkt Ihr nicht ans Heimgehen? Ihr habt so viel getrunken, seht zu, daß Euch kein Unglück widerfährt!" — „Heimgehen?" rief er, „ja daß ich ein Narr wäre! Holen sollen sie mich! Ich habe schon nach dem Wagen geschickt; nun ich wieder ein ehrlicher Mann bin, will ich heimfahren wie ein Herr!" — Ich mußte lachen und blieb unter dem Fenster stehen; hinein citteren ließ ich mich nicht. Unterdessen kam sein Sohn mit dem Wagen und einem stattlichen Geschirr angefahren. Vorzüglich gefiel mir das eine Pferd, ein Rappe, jung, glänzend, wohlgenährt, groß und von der besten Haltung. Der junge mußte etlichemal vor mir auf- und abfahren, um mir die feurigen Bewegungen der Rosse zu zeigen. Ich wünschte ihm glückliche Reise und setzte meinen Spaziergang fort.

Morgens in aller Frühe kommt mein Knecht vor mein Bett und sagt: „Von wem haben Sie denn das schöne Pferd gekauft, Herr?" — „Esel!" sag ich, „was werd' ich ein Pferd kaufen? Reib' Dir erst die Augen aus!" Doch

er blieb bei seiner Aussage, und versicherte, es stehe ein prächtiger Rappe im Stall, und ein funkelnagelneues Geschirr hänge über der Krippe. Ich zog mich schnell an und ging hinab; siehe da, es war Blomspergers Rappe. „Der kommt mir wie gerufen!" sagt ich, „geh' und spann' gleich ein!" Nun mach' ich mit meiner Frau einige Tage lang Spazierfahrten zu benachbarten Bekannten, denen ich Besuche schuldig war. Wie dies abgethan ist, sag' ich meinem Knecht: „Heute Nacht führst Du das Pferd nach N. . . zum Blomsperger, stellst es ihm ganz leise in den Stall und hängst das Geschirr über die Krippe; gerade wie er's mir gemacht hat."

Das geschah. Am andern Tage kam er und sagte mir vollwichtige Grobheiten: ich wolle ihn zu einem schlechten Manne machen, er habe das Pferd selbst aufgezogen, es koste ihn nicht viel, und dergleichen mehr. — „Blomsperger", sagt ich ihm, „wenn ich ein Pferd nötig hätte, auf mein Wort! ich hätte Euren Rappen behalten, aber ich brauch' ihn nicht, und die Fütterung ist mir zu teuer." Nun wiederholte er die alte Geschichte mit dem Gelde, und ich hatte Mühe, ihn zu überzeugen, daß ich mich nicht von ihm belohnen lassen könne.

Endlich gab er sich zufrieden; aber die Sache ist noch nicht ganz zu Ende. Nach einigen Tagen hatte ich Angelegenheiten in W. . . , einem meiner Amtsorte. Wie ich fertig bin, geh' ich vom Rathhaus in den „Hirsch", laß mir einen Schoppen und etwas zu essen geben: „Hirschwirt, was bin ich schuldig?" — „Nichts Herr! Der Blomsperger hat's schon bezahlt." — „Ei, zum Henker, so macht mir die Zeche!" — „Kann nicht sein!" sagt er kopfschüttelnd, „nicht um alles auf der Welt! Er thut mir sonst das Haus einreißen, wenn ich einen Kreuzer von Ihnen nähme!"

Der „Hirsch" war eine gewöhnliche Herberge. Ich ging ins „goldene Roß", trank einen Schoppen Bier, fragte nach der Zeche — mein Blomsperger war auch dort gewesen und hatte mir den Paß verannt. Um's kurz zu sagen, alle Wirthshäuser in meinem ganzen Amtsbezirk, von denen er nur im Entferntesten denken konnte, daß ich sie besuchen würde, hatten den Auftrag, mich auf seine Kreide zu schreiben, so daß ich in die größte Verlegenheit kam und in meiner eigenen Amtsstadt nicht mehr zum Bier gehen konnte, bis mit meiner Versetzung, die mich gerade um jene Zeit hierher führte, das Wesen ein Ende nahm. Aber auch hier bin ich nicht sicher vor ihm, denn wie er mir zum Abschied

sagen ließ, muß ich jeden Tag seines Besuches gewärtig sein.

Seht, ihr Herren, rief der Maler triumphierend, das ist der Feudalbauer! das kann keiner von euren dürren Zwetschenbauern thun!

Alle lachten. Die Erzählung von dieser starren und treuen Seele hatte allgemeinen Beifall gefunden, und man trennte sich mit dem Versprechen, morgen hier wieder zusammenzukommen, und mit dem Wunsche, sich wieder so angenehm zu unterhalten. Zum Beschluß mußte der Erzähler noch versprechen, wenn der angekündigte Besuch wirklich eintreffe, seinen Blomperger abends zur Gesellschaft mitzubringen.

Daniel Hirs.

Eine fürchterliche Geschichte.

(Mit einer Abbildung.)

Frau Aaron Mayer, geborene Hasenfuß, sitzt mit der Zeitung in der Hand am runden Tisch, über dem die große Lampe mit dem geschliffenen Glaskranz und dem rotseidenen Schirm ihre Strahlen ausgießt. Es ist erst fünf Uhr abends, doch schon finstere Nacht, und draußen heult der Wind und treibt den Schnee durch die Straßen, daß es einem recht angst und bang werden kann. Plötzlich läßt die Frau Aaron die Zeitung fallen, und sagt zu der ihr gegenüberstehenden Nichte, Rebekka Laemmchen: „Gott, was giebt es doch für schlechte Menschen, Rebekka? Hast du auch die Hausthür mit beiden Riegeln geschlossen?“ Erschreckt blickte das Mädchen auf und sagte: „Gewiß, aber warum denn, was ist geschehen?“ — „Die elenden Räuber und Spitzbuben kommen doch auf manche List, wenn sie morden und stehlen wollen,“ rief Frau Mayer. „Da steht in der Zeitung, daß in einem Hause in der Hauptstadt zwei Frauen allein zu Hause waren, siehst du Rebekka, gerade wie wir, und da klopfen zwei Männer an die Thür, sie trugen ein großes, schweres Paket, und sagten, das Paket dürfe erst am andern Morgen geöffnet werden. In dem Paket aber war ein Einbrecher, und hätte die Kugler sie nicht das Paket etwas öffnen lassen, und sie nicht um Hilfe noch rechtzeitig geschrien, so wären sie in der Nacht getödtet und beraubt worden. Gott, welche Schlechtigkeit! „Aber hast du auch die Sicherheitskette vorgelegt, Rebekka?“ — „Ja, Tante.“ — „Wir sind auch allein zu Hause,“ fuhr Frau Mayer fort, „denn der kleine Isidor zählt ja noch nicht für einen Mann, und heute hat der Mann vom Banquier 1000 Thaler gebracht, und da hat er sich so

frech umgesehen komm, ich will noch das Kellerfenster zumageln, und den eisernen Laden in der Speisekammer!“ Und ohne auf eine Erwiderung zu warten stand Frau Mayer auf, ließ sich von Rebekka leuchten, welche zitternd der Tante folgte, und holte Hammer und Nägel. „Sicher, ist sicher,“ sagte Frau Mayer beim Hinabsteigen in den Keller, „Mayerleben wird erst morgen zurückkehren von seiner Geschäftsreise, und ich will sein Haus gut hüten!“ Im Keller angelangt stieg Frau Mayer auf ein großes Faß voll Talg, um das Kellerfenster erreichen zu können, dessen Gitter so eng waren, daß man nicht mit der Faust durch konnte. Eben wollte sie den ersten Nagel einschlagen, als es heftig an die Hausthür klopfte. „Tante, es klopft jemand, so wahr, ich lebe!“ rief erblässend Rebekka. Frau Mayer hatte es auch gehört; sie ließ Nagel und Hammer aus den Händen und wäre ohne die Stütze Rebekkas vom Faß heruntergefallen. Bleich und zitternd lehnten die Frauen am Talgfaß und lauschten. Da kam Isidor die Treppe herunter gesprungen, öffnete die Thür und rief: „Mamaleben, Rebekchen, kommt, ein großes Paket für Papa, zwei Männer haben es gebracht!“ — „Was! Ein großes Paket!“ schrie Frau Mayer. „Au waih! da haben wir's!“ Rebekka wechselte die Farbe und konnte vor Schreck kaum die Kellertreppe hinaufkommen. In dem Hausflur aber stand Isidor und sprang vergnügt um ein großes Paket herum: „Ist, an Herrn Aaron Mayer adressirt,“ rief er freudig. „Es muß schwer sein, es darf aber, haben die Männer gesagt, vor Morgen nicht aufgemacht werden!“ Frau Mayer lehnte freibeweiß an der Wand und stöhnte nur: „Darf vor Morgen nicht aufgemacht werden!“ Dann aber sprang sie plötzlich, so schnell nur ihr dicker Körper es erlaubte, die Treppe hinan und rief Rebekka zu, ihr zu folgen. Dem Isidor aber rief sie zu: „Ah! de mir das Paket nicht anrührst, aber wenn es sich regt, so rufe gleich Bürgerhülfe herbei!“ Oben angelangt ergriff Frau Mayer einen langen Hirschfänger aus der Waffensammlung des Aaronleben, gab Rebekka einen Sabel, nahm einen Revolver von der Wand, und eilte wieder die Treppe hinab. „Es gilt unser Leben und unser Gut,“ rief sie dem jungen Mädchen zu, „wehre dich tapfer.“ Und wütend stürzten sich beide auf das Paket und durchstachen es so lange, daß auch der dickste Räuber in kleine Stückchen geschnitten worden wäre. Eben wollte Frau Mayer noch das Paket in Brand stecken, als es abermals klopfte, und sie von außen die Stimme des Herrn Aaron Mayer



Eine fürchterliche Geschichte. „Und wüthend stürzten sich beide auf das Padet und durchstachen es.“

hörten.
 Vater er
 Wann lo
 saludgen
 nicht vor
 Barab
 — Der
 rief Frau
 gerichtet
 mein Vo
 zwei Se
 Anzug
 für den
 Schand
 anzug
 Padet
 zerbrach
 rief er g
 ein Schw
 war gel
 heulte, u
 lappen, d
 ab! Mies
 eb“, sch
 Zeitung n

In der
 ein Befal
 Schoppen
 wurd. Er r
 und mit ein
 Reiten geig
 wol den Be
 Viehte ein
 Stadt.
 Am 29.
 frab von
 Rothenbu
 Tages f
 burger ha
 gebeten, u
 Zuegden, u
 turm so
 Sturm am
 rezen emp
 100 Tote
 Jabel in be
 had in Sch
 der Spitze
 zuegigstän
 rnung eine
 Stürger zur

hörten. Isidor rief die Thür auf, und Frau Mayer eilte mit ausgebreiteten Armen auf ihren Mann los. „Er ist tot, kapores!“ rief sie aufschluchzend. Aaron Mayer aber stieß sie unsanft von sich und sprach: „Bist du meschule, Sarah! Wer ist kapores! was ist hier geschehen?“ — „Der verfluchte Einbrecher da im Packet,“ rief Frau Mayer. „Da hast du was schönes angerichtet!“ wütete nun Herr Mayer: „das ist mein Packet, in dem sind außer vieler Waare zwei Seidenkleider für Rebekka, Tuch zu einem Anzug für mich, ein großer türkischer Teppich für den Salon, ein Sammtkleid und ein großer Shawl für dich, Sarah, und ein feiner Matrosenanzug für Isidor. Inzwischen hatte Mayer das Packet geöffnet und zog nun die zeretzten und zerhackten Gegenstände heraus. „Da schau her“; rief er zornig, „was du angerichtet hast! Das ist ein Schwab von über 600 Thaler!“ Frau Mayer war gefnickt; sie fing an zu weinen, und Isidor heulte, und Rebekka wischte sich mit einem Seidenlappen, den sie dem Packet entnahm, die Thränen ab! Alles verdorben, alles hin. „Nein, von heute ab“, schluchzte Frau Mayer, „lese ich keine Zeitung mehr!“

Ein mutiger Trinker.

In der Stadt Rothenburg an der Tauber ist ein Pokal zu sehen, der dreizehn bairische Schoppen faßt und der „Kaiserpokal“ genannt wird. Er ist von Glas, oben und unten gleichweit und mit einem lofen Deckel versehen; erhabene Reifen zeigen dem Trinker, um wieviel er jedesmal den Becher zu leeren hat. Dieser Pokal nun spielte eine große Rolle in der Geschichte der Stadt.

Am 29. September 1631 näherte sich der Vortrab von Tilly's geschlagenem Heere der Stadt Rothenburg, und mit Anbruch des nächsten Tages schon begann das Feuer. Die Rothenburger hatten alle waffenfähigen Männer aufgeboden, und setzten sich tapfer zur Gegenwehr. Trozdem aber wurde die Mauer am Henters-turm so arg beschädigt, daß die Feinde zum Sturm anrückten. Aber ein Stein- und Kugelregen empfing sie; sie wichen und ließen 600 Tote und Schwerverwundete zurück. Der Jubel in der Stadt ob dieses Sieges wurde aber bald in Schrecken verwandelt, als Tilly selbst an der Spitze von 40.000 Mann heranrückte. Nach dreißigstündiger, hartnäckiger Verteidigung zwang eine gänzliche Erschöpfung die wackeren Bürger zur Uebergabe. Die Stadt sollte von

Grund aus zerstört werden; der Jammer der heulenden Weiber und Kinder stimmte Tilly zur Theilnahme; er versprach ihnen das Leben, doch Hab und Gut sollte den Soldaten überliefert werden. Und diese hausten drei Wochen lang wie die Türken. Die Rathesherren aber wurden von dieser Gnade ausgeschlossen und zum Tode verurtheilt.

Während nun Tilly und seine Hauptleute auf der großen Ratsstube sich den feurigen Wein, den ihnen die verurtheilten Rathesherren vorsetzen mußten, wohl schmecken ließen, mußte der regierende Bürgermeister, Bezold, inmitten einer guten Bebedung entblößten Hauptes, sich nach der Wohnung des Scharfrichters verfügen und ihn zur Vollziehung des Urtheils herbeiholen. Doch der Scharfrichter weigerte sich Hand anzulegen und sagte, er wolle lieber sein eigenes Haupt zum Opfer bringen. Der Wein hatte inzwischen auch das Seinige gethan, der Kaiserpokal machte wacker die Runde, und Tilly ließ seinen Blick weniger zornig über seine tiefbetrübten Wirthe gleiten. Eben als er wieder das Trinkgefäß zur Hand nahm, fragte er, ob einer unter ihnen im Stande sei, den Pokal auf einen Zug zu leeren, er wolle ihnen allen das Leben schenken. Die Rathesherren blickten einander an, doch keiner getraute sich das Wagstück zu unternehmen. Da erhebt sich der Altbürgermeister Peter Rusch. Er nimmt den Pokal aus Tilly's Hand, setzt ihn mutig an und leert ihn bis auf die Nagelprobe. Die Rathesherren waren gerettet. So schnell er nur laufen vermochte, eilte nun der Ratsdiener dem Scharfrichter entgegen, und die Gasse, in der er ihn mit dem regierenden Bürgermeister antraf und ihnen die freudige Botschaft verkündete, heißt noch heute das Freudengäßchen. Dem Peter Rusch hat der Trunk von dreizehn bairischen Schoppen nichts gethan, er starb erst mehrere Jahre später.

Die Schießung.

Beitel, Ackerhändler in Adorf, is emoul mit seim gute Fraind Jossel Lbb uf d'Jagd gange. Das Gewihr hat Beitel sich vom Michel derhandelt, welcher hat nit gekriegt e Jagdschein um ze schießen. Das Gewihr is aber gewest ganz nai unn scheen, und e Zwilling, worum? Dorum, weil's hat gehabt zwaa Schieflöcher und zwaa Schnepper zum Lousdrücken. Wie Beitel das Gewihr hat gehabt, sagt er zum Jossel Lbb: „Wahste was? wer genge uf d'Jagd unn schieße e Herfch ouder e paar Hase, frieje

mer Hasebalg umsonst. Hewe se gefaast Pulver unn Blei, haben's gethan in die zwaa Schießlöcher unn seinn gange uf d' Jagd. Senn se jetzt de ganze Tag erumegelaafen im Wald, hawen aber kee Herfch und kee Hase nit g'fehn. Wie's is worre Veile sinn se hamgange. Sagt Beitel: „Is doch jetzt Schade um's Pulver, wu mer haben neingeladen. „Mer wellens wieder raus-thun!“ sagt Joffel Lbb: „Hawe mer doch laan Pulverzieher meh.“ Sagt Beitel: „Wahste was, mer schießen das Pulver raus; ich nimm's Gewyhr, unn du haltst vorne de Hand ans Loch; ich drid hinten am Schnepfer ganz langsam lous, aß es ganz langsam enous geht.“ Sagt der Lbb: „Werr ich halte de Hand vor, aß du mers entzwa schießt, so meschule bin ich nit!“ „Gott, was e Sache!“ ruft Beitel; „wer ich dride ganz langsam los, kann ich dir die Hand nit entzwa schieße!“ Unn Beitel halt das Gewyhr enous, zieht de Kopf zurück unn sagt: „Nu, jetzt geht's gleich los!“ Der Lbb hat awer dem Suten nie getrount unn hat sein Hut vorg'halte unn gsagt: „Fallt doch nix dorch de Hut, unn er is größer aß mein Hand.“ Beitel drückt, es knallt ferchterlich, unn alle zwah fallen vor Schredes uf de Douches. Der Hut awer is weggeslogen unn hat gehabt e groußes, groußes Loch ... „Nu waih!“ ... Fangt Lbb an ze schreie, aß Beitel so schnell losgedrückt hat unn sagt: „Aß de mer musch bezahle mein Hut!“ Beitel awer is ufgestande, unn sagt: „Soll mich Gott strofe, ich hab langsam lousgedrückt, ich kann nix derschür, aß es is nousgange so schnell, du hast halt e zu schnelles Pulver faast!“ Lbb is froh gewise, aß er hat nett vorg'halte de Hand, unn sagt: „Wahste was, welle mer de Schaden mitenander tragen!“ Dermit sinn se wieder hahn; der Beitel awer hat nix mehr wissen gewellt von der Schießing, unn hot den Zwilling wieder verkaast unn hat noch viel derbei presfetiirt. Jan, so is es gewise, wize kapores!“

Der Lauskicker.

Vor einem Dorfe im Unterland steht an den alten Ziehbrunnen gelehnt ein Schäfer, und wartet vergebens auf das Mittagbrot, das seine Frau ihm bringen soll. Endlich sieht er sie mit einer Nachbarin schwagend langsam daber kommen, und sein Blut fängt an vor Groll zu kochen. Er ruft der Ankommenden ein verbes Schimpfswort entgegen, welches die zankfüchtige Schäfersfrau nicht unerwidert läßt. Ja, so ist es halt: Die schönsten Rosen haben ihre Dornen,

und mancher Engel entpuppt sich mit der Zeit zu einem kleinen Teufel. Doch das soll euch nicht abhalten zu lieben und zu freien, denn nicht alle Mädchen gleichen in der Ehe unserer Schäfersfrau. „Halte dein Maul, du Lauskicker!“ ruft sie ihrem Manne zu, „oder ich gieße das Essen deinen Himmeln vor!“ — „Was bin ich?“ ruft jetzt der Schäfer, „wiederhole das Wort, und du sollst meinen Schäferstock spüren!“ — „Ja, ein Lauskicker bist du!“ Aber schon faust der Stock auf sie nieder, und „Lauskicker, Lauskicker“ heulend, steht sie herausfordernd vor ihm. „Jetzt sage es noch einmal!“ ruft der Schäfer; „ich stecke dich, bei Gott, hier in den Brunnen!“ Und wieder muß er das Wort aus dem zankfüchtigen Munde hören. Er aber, schnell wie der Blitz, faßt sie um den Leib, bindet sie, trotz allen Sträubens, an dem Brunneneimer fest, und läßt die Schreiende langsam in den Brunnen hinab. „Willst du es jetzt noch einmal sagen?“ fragte er als sie schon bis an die Kniee im Wasser war. „Lauskicker!“ tönte es aus der Tiefe herauf. Immer tiefer sank sie, das Wasser war ihr schon am Munde, doch immer noch tönte der Ruf zu dem Schäfer. Nur noch ein Ruck, und das Wasser schlug über ihr zusammen. „Und jetzt, hast du genug?“ rief der Schäfer hinab. Da erschienen über ihrem Kopfe, ihre Hände und zwischen ihren Daumennägeln knickte sie weiter. Der Schäfer lachte nun hell auf und gab es auf, länger gegen sie anzukämpfen. Er zog sie aus dem Brunnen, ließ sie stehen, und kehrte ruhig zu seiner friedlichen Herde zurück.

Die Heirat des Herzogs von Aosta und der Prinzessin Helene von Orleans.

(Mit einer großen Abbildung.)

Unsere große Abbildung stellt die kirchliche Trauung des Herzogs von Aosta, Neffe des Königs von Italien, mit der Prinzessin Helene von Orleans, Tochter des Grafen von Paris, in dem Augenblick dar, wo Dr. Batt, Bischof von Southwark im Begriffe steht, die Vermählung zu vollziehen.

In derselben Reihe wie das Brautpaar steht man den von einem Unfall noch nicht ganz hergestellten Herzog von Orleans auf seinem Rollstuhl und die Gräfin von Paris mit dem jungen Herzog von Montpensier.

In der ersten Reihe der hervorragenden Gäste, hinter dem Brautpaar, erkennt man leicht den Prinzen von Wales, den Herzog von Anmale, den Fürsten von Joinville, den Herzog von Chartres usw. usw.



Die Heirat des Herzogs von Kosta und der Prinzessin Helene von Orléans.

Ein Kleeblatt geht zum Zahnarzte.

Wie die Müller Anna noch in die Schule ging und ihr Sackuch am linken Armel hatte, da waren der Schuster Jakob und der Schneider Philipp noch gute Freunde, soweit sich eben Schuster und Schneider vertragen; wie denn gemeinlich viel Zanf und Unhöflichkeit daher kommt, daß sich Zwei oder Mehrere just ein und dasselbe Mädchen in den Kopf setzen und just ein und dasselbe Mädchen heiraten wollen, gerade als ob's nicht Mädchen mehr als genug gäbe in den vier großen Erdteilen und zu wenig nur im kleinen Aukralien, weßhalb sich's noch überlegen ließe, ob uns noch eine Massen- auswanderung alter Jungfrauen dorthin nicht von manchem Uebel erlösen würde.

Und wie der Jakob und der Philipp noch gute Freunde waren, da that der alte Müller auch noch mit, und die drei hatten Manches gemeinsam. Sie saßen hie und da miteinander im „Blauen Stern“ beim Schäpplein, sie legelten die und da im Hirschengarten und der Lippert durfte aufsetzen, ja einmal hatten sie alle drei miteinander Zahnweh, gerade als ob sie's verabredet hätten, und trafen auch alle drei richtig beim heiligen Florian zusammen, der vor dem Dorfe auf einer Säule sitzt und mit einem winzigen Kulelein ein großes, brennendes Haus begießt, und wollten alle drei zum reisenden Zahnarzte in die Stadt.

Der reisende Zahnarzt hatte nämlich kurz zuvor am Gemeindegauß und am blauen Sternstadel rote und gelbe Zettel ankleben lassen, wie das er im Stande sei, jeden zahnlosen Menschen, und sei es auch ein hundertjähriger Grauschimmel, der nicht einmal sein Maß mehr lauen könne, wieder bissig zu machen, und jeden Zahn, auch den verstedtesten, völlig schmerzlos zu reißen. Die Zähne, die er reiße, thäten in alle Einzelheit nimmer weh, und die Zähne, die er einsetze, seien so natürlich, daß auf ihnen wiederum Haare wachsen, wenn der Grund darnach sei.

So pilgerten denn die drei geplagten Menschenhinder längs des weitenreichen Mühlbaches gegen die Stadt zu, und hatte Jeder mit sich genau zu thun, als daß das Gespräch besonders lebhaft hätte werden können.

Der alte Müller sah aus, als ob seine linke Wange sich onschide, ein Gandel zu legen; der Lippert schnitt, da er ein Schneider war, Grimassen, und stach mit dem kleinen Fingerlein seiner linken Hand in die grausig tiefe Fücke

des hohlen Zahnes am rechten Unterkiefer: des Jakobs Oberlippe glich einer gut angestopften, straff gespannten Bratwurst, die sich von einem Mundwinkel zum andern gelegt hatte.

Der alte Müller hatte ein Seidentuch um den Kopf geschlungen, unter dem der gequetschte Stoppelbart hilfesuchend hervorstrahlte, und er trieb den Rausch seiner gewaltig qualmenden Pfeife allweil gegen das Gandel zu, als ob er's besegnen und entsegnen wollte; der Lippert häßte sich von Zeit zu Zeit gegen den Mühlbach, schöpfte eine Hand voll Wasser, schlürfte und jagte es, vorwurfsvoll gegen Himmel blüend, im Munde herum, bis es warm wurde; der Jakob marschirte stramm voraus, hatte den Mund weit off'n und hauchte manchmal gegen die Bratwurst, als ob er sie lählen müsse vor'm Dreindeißeln.

Nach einer Viertelfunde lautlosen Wanderns versuchte es der Müller doch, ob ihm der Stimmstock nicht in den Wagen gefallen sei.

„Buben“, sagte er, „ich lasse mir ihn schmerzlos reißen, mag es kosten, was es will; ausgestanden hab' ich jetzt bald genug; werde mich nicht auch noch schinden lassen dem reisenden Doktor!“

Beim Worte „Schinden“ fuhr der Lippert zusammen und that einen vernichtlichen Seufzer. Der Jakob meinte:

„Der Hund — so nannte er seinen Zahn — that mir auch weh genug, aber halb oder ganz tot machen lasse ich mich deswegen doch nicht vor dem Reissen. Ich weiß schon, wie das zugeht. Da bindet man Euch an einen Stuhl, und dann kommt ein Bedienter mit einem großen Sod voll Stinkluft und die müßt Ihr hinunter schlucken, bis Euch schwindelt und Ihr Kopf und Hände hängen löst wie ein gestrichter, schlecht gefüllter Wollbandswurst. Dann reiht der Doktor den Teufelszahn heraus, und dann drückt Euch der Bediente solange auf den Bauch, bis die Stinkluft wieder heraus ist, und dann ist die Geschichte fertig. Wenn's gut abgelaufen ist, bleibst Euch totendel den ganzen Tag lang, und ist's schlecht abgelaufen, kann Euch der Pfarrer mit Kreuz und Fahne abholen. Da laß ich mich lieber plagen um zwei Bag'n und bei heillichem Verstande! Gelt, Lippert, Dir geht's auch so?“

Dem Lippert ging's weder so noch so. Er spie das warme Wasser aus und meinte:

„Ihr habt noch gut lachen! Ihr habt wenigstens Zähne, die der Reisser packen kann; aber ich habe nur ein großes Loch, und es thut doch höllisch weh, und ich bin ein armer Schlucker

obendrein, der's Halbtotmachen nicht zahlen kann.“

Da sagte der alte Müller:

„Ich zahl Dir's, Lippert, wenn Du vor mir hineingehst und mich zuschauen läßt.“

Dagegen wehrte sich der Lippert mit Händen und Füßen.

„Das Alter“, sagte er, „muß man ehren und ihm überall den Vortritt lassen. Das hab' ich schon in der Schule gelernt. Und, so arm ich bin, daß ich etwas geschenkt nähme, das läßt meine Standesehre nicht zu. Her . . . gehe ich wieder heim und stopf' meine Fücke mit der Nadel und glätt's schön mit dem Bägeleisen.“

Unter solchen Gesprächen, die mit unterschiedlichen Seufzern vermischt waren, kamen sie in die Stadt und zu dem Hause mit den grinsenden G. bisßen im Glaslasten.

Wie der Lippert die sah, fuhr ein Grausen durch seinen Leib und er wollte um die Ecke davon. Er habe noch in der Luggengasse einem Herrn das Maß zu nehmen, und bis der Müller und der Schuster fertig würden, sei er längst wieder da.

Die Andrede war so gut, daß sie rein nichts half. Der Jakob that einen Griff und zog den Lippert hinter sich her, und so kamen sie zum Doktor.

Der nahm den groben Jakob gleich in ein kleines Kämmerlein, hieß ihn niederstigen und den Mund aufthun, und mit einem Dreher und einem Kupfer war der Hund heraus.

So weit war es dem Schuster Jakob ganz recht, und er hatte vom Reißer oder der Ahle oft mehr Wehthat gelitten als von der Doktorzange. Wie aber der Zahnarzt sagte, das mache einen Gulden, da wollte es dem Sparhandel doch schier wie eine Prellerei vorkommen, daß Einer mit einem einzigen Kupfer einen Gulden solle verdienen, während er selber auf seinem Dreibeine viele hundert Kupfer und Zupfer, Züge und Klepser, Reiber und Schaber thun mußte bis ihm ein Gulden in den Sack geträpelt war.

Welch' lange Lehrzeit so ein Doktor durchmachen muß, davon hatte er freilich keinen blauen Dunst.

Er hielt mit seiner Meinung auch nicht zurück, wie das grobe Herausplagen schon seine Natur und noch mehr seine Gevöhnheit war.

„Herr reisender Doktor“, sagte er, „das ist unverschämt viel Geld für einen Dreher! Da ist unser Vater schon ein anderer Mann, der ehrlich verdient, was er heischt: denn, wist, für einen Gulden zehet Euch der einen halben Tag lang an den Zähnen in der Stube auf und ab.“

Der Zahnarzt schien nicht beleidigt zu sein. Er erwiderte dem Schuster Jakob nur, wenn das so sei, so hätte der Jakob ja beim Vater bleiben und sich von ihm herumziehen lassen können nach Herzenslust. Er für seine Person habe Gottlob gesunde Zähne, und das Handeln und Markten sei bei ihm nicht Mode.

„Aber“, fuhr er fort, „einen guten Rat will ich Dir noch drausgeben, welcher Dir mehr nügen wird als mir. Hätte Dir Deine Mutter schön, als Du noch im Ködlein herumliegest, zum öfteren in den Mund geschaut und Dir gemöhnt, denselben Tag für Tag fleißig auszusputzen und Deine Zähne abzureiben, Deine Reißer thäten Dir nicht jetzt schon widerspenstig werden. Aber im Ganzen steht's noch recht gut mit Deinem Maulzume, und darum kannst auf viele Jahre den Zahnarzt ersparen, wenn Du mir folgst. Brauche Deine Zähne in Zukunft nur zum Essen, nie mehr aber als Ruskacker und Zange; halte sie rein, so gut Du's kannst, spüle den Mund, je öfter, je besser! Und jetzt geh' in den Arzneiladen und laufe um fünf Kreuzer rotes Kali und um zehn Kreuzer eine Zahnbürste! Gib jeden Tag ein Körnlein in ein Glas Wasser, wasche damit Deinen Mund aus und bürste Deine Zähne außen und innen! Kommt damit mehr als ein Jahr aus, Bursche, und Deine Zähne bleiben gesund. Bin ich jetzt noch zu teuer?“

Da fand der Jakob, daß der gute Rat wohl einen Gulden wert sein möge. Darum griff er in sein schwieriges Geldsäcklein und suchte die Silberstücklein zusammen und that dem Doktor seinen Willen.

Nun kam die Reihe an den alten Müller. Der nahm die Linde vorsichtig vom Gandel und sagte, er wolle sich betäuben lassen, wenn ihm der Doktor gut stehe, daß er wiederum aufwache und ihm nicht hundeschlecht sei hinterher den ganzen Tag lang.

Der Zahnarzt schaute sich den untersehten, kräftigen Mann von unten bis oben an und erwiderte:

„Euch thut's nichts; aber es kostet drei Gulden.“

Und schon stand ein Bedienter mit einem Schlauche wie ein Dabelsack vor dem Müller.

„Gut“, sagte der, „so wagen wir's halt in Gottes Namen!“

Mit diesen Worten setzte er sich in den Robrfessel, griff nach seiner Geldtasche und fing an zu zählen.

„Bitte“, sagte der Arzt, „es ist nicht nötig, daß Sie vorausbezahlen!“

Ein Kleeblatt geht zum Zahnarzte.

Wie die Müller Anna noch in die Schule ging und ihr Sacktuch am linken Armel hatte, da waren der Schuster Jakob und der Schneider Philipp noch gute Freunde, soweit sich eben Schuster und Schneider vertragen; wie denn gemeinlich viel Zank und Unheil erst daher kommt, daß sich Zwei oder Mehrere just ein und dasselbe Mädchen in den Kopf setzen und just ein und dasselbe Mädchen heiraten wollen, gerade als ob's nicht Mädchen mehr als genug gäbe in den vier großen Erdteilen und zu wenig nur im kleinen Australien, weshalb sich's noch überlegen ließe, ob uns noch eine Massenauswanderung alter Jungfrauen dorthin nicht von manchem Uebel erlösen würde.

Und wie der Jakob und der Philipp noch gute Freunde waren, da that der alte Müller auch noch mit, und die drei hatten Manches gemeinsam. Sie saßen hie und da miteinander im „Blauen Stern“ beim Schöpplein, sie legelten hie und da im Hirschgarten und der Lipperl burste aufsetzen, ja einmal hatten sie alle drei miteinander Zahnweh, gerade als ob sie's verabredet hätten, und trafen auch alle drei richtig beim heiligen Florian zusammen, der vor dem Dorfe auf einer Säule steht und mit einem winzigen Kubelein ein großes, brennendes Haus begießt, und wollten alle drei zum reisenden Zahnarzte in die Stadt.

Der reisende Zahnarzt hatte nämlich kurz zuvor am Gemeindegewölbe und am blauen Sternstadel rote und gelbe Zettel ankleben lassen, wie daß er im Stande sei, jeden zahnlösen Menschen, und sei es auch ein hundertjähriger Grauschimmel, der nicht einmal sein Mus mehr kauen könne, wieder bissig zu machen, und jeden Zahn, auch den verstocktesten, völlig schmerzlos zu reißen. Die Zähne, die er reiße, thäten in alle Ewigkeit nimmer weh, und die Zähne, die er einsetze, seien so natürlich, daß auf ihnen wiederum Haare wachsen, wenn der Grund darnach sei.

So pilgerten denn die drei geplagten Menschenkinder längs des weidenreichen Mühlbaches gegen die Stadt zu, und hatte Jeder mit sich genug zu thun, als daß das Gespräch besonders lebhaft hätte werden können.

Der alte Müller sah aus, als ob seine linke Wange sich anschickte, ein Gänsei zu legen; der Lipperl schnitt, da er ein Schneider war, Grimassen, und stach mit dem kleinen Fingerlein seiner linken Hand in die grauig tiefe Rucke

des hohlen Zahnes am rechten Unterkiefer: des Jakobs Oberlippe glich einer gut angestopften, straff gespannten Bratwurst, die sich von einem Mundwinkel zum andern gelegt hatte.

Der alte Müller hatte ein Seidentuch um den Kopf geschlungen, unter dem der gequetschte Stoppelbart hilfesuchend hervorstrahlte, und er trieb den Rauch seiner gewaltig qualmenden Pfeife allweil gegen das Gänsei zu, als ob er's besegnen und entbeznen wollte; der Lipperl bückte sich von Zeit zu Zeit gegen den Mühlbach, schöpfte eine Hand voll Wasser, schlürfte und jagte es, vorwurfsvoll gegen Himmel blickend, im Munde herum, bis es warm wurde; der Jakob marschierte stramm voraus, hatte den Mund weit offen und hauchte manchmal gegen die Bratwurst, als ob er sie kühlen müsse vor'm Dreinbeißen.

Nach einer Viertelstunde lautlosen Wanderns versuchte es der Müller doch, ob ihm der Stimmstock nicht in den Magen gefallen sei.

„Buben“, sagte er, „ich lasse mir ihn schmerzlos reißen, mag es kosten, was es will; ausgenommen hab' ich jetzt bald genug; werde mich nicht auch noch schinden lassen vom reisenden Doktor!“

Beim Worte „Schinden“ fuhr der Lipperl zusammen und that einen vernehmlichen Seufzer. Der Jakob meinte:

„Der Hund“ — so nannte er seinen Zahn — „thut mir auch weh genug, aber halb oder ganz tot machen lasse ich mich deswegen doch nicht vor dem Reißen. Ich weiß schon, wie das zugeht. Da bindet man Euch an einen Stuhl, und dann kommt ein Bedienter mit einem großen Sack voll Stinkluft und die müßt Ihr hinunterschlucken, bis Euch schwindelt und Ihr Kopf und Hände hängen läßt wie ein gestrickter, schlecht gefüllter Wollhanswurst. Dann reißt der Doktor den Teufelszahn heraus, und dann drückt Euch der Bediente solange auf den Bauch, bis die Stinkluft wieder heraus ist, und dann ist die Geschichte fertig. Wenn's gut abgelaufen ist, bleibt Euch totenübel den ganzen Tag lang, und ist's schlecht abgelaufen, kann Euch der Pfarrer mit Kreuz und Fahne abholen. Da laß ich mich lieber plagen um zwei Baß'n und bei helllichem Verstande! Gelt, Lipperl, Dir geht's auch so?“

Dem Lipperl ging's weder so noch so. Er spie das warme Wasser aus und meinte:

„Ihr habt noch gut lachen! Ihr habt wenigstens Zähne, die der Reißer packen kann; aber ich habe nur ein großes Loch, und es thut doch höllisch weh, und ich bin ein armer Schlucker

obendrein kann.“

Da saß
„Ich
hineingel

Dagegen
und Füh

„Das
ihm über
schon in
bin, daß
meine S
ich wiebe
Nadel un

Unter
schü-blich
in die G
den Geb

Wie t
durch se
davon.

Herrn d
und ber
wieder d

Die M
Lipperl

Doktor.

Der
kleines
den Mu
einem M

So m
recht, u
mehr W
Wie abe
Gulden,

wie eine
einem ei

dienen,
viele hu
Klopfer,
ihm ein

Welch
machen
blauen F

Er h
zurück, u
Natur u

„Herr
unversch
ist unfex

ehrlich v
einen G
lang an

obendrein, der's Halbtotmachen nicht zahlen kann."

Da sagte der alte Müller:

"Ich zahl Dir's, Lipperl, wenn Du vor mir hineingehst und mich aufschau lässt."

Dagegen wehrte sich der Lipperl mit Händen und Füßen.

"Das Alter", sagte er, "muß man ehren und ihm überall den Vortritt lassen. Das hab' ich schon in der Schule gelernt. Und, so arm ich bin, daß ich etwas geschenkt nähme, das läßt meine Standesehre nicht zu. Eher . . . gehe ich wieder heim und stopf' meine Lücke mit der Nadel und glätt's schön mit dem Bügeleisen."

Unter solchen Gesprächen, die mit unter-schidlichen Seufzern vermischt waren, kamen sie in die Stadt und zu dem Hause mit den grinsenden Ge-bissen im Glaslasten.

Wie der Lipperl die sah, fuhr ein Grausen durch seinen Leib und er wollte um die Ecke davon. Er habe noch in der Luggengasse einem Herrn das Maß zu nehmen, und bis der Müller und der Schuster fertig würden, sei er längst wieder da.

Die Ausrede war so gut, daß sie rein nichts half. Der Jakob that einen Griff und zog den Lipperl hinter sich her, und so kamen sie zum Doktor.

Der nahm den groben Jakob gleich in ein kleines Kämmerlein, hieß ihn niederstehen und den Mund aufthun, und mit einem Dreher und einem Kupfer war der Hund heraus.

So weit war es dem Schuster Jakob ganz recht, und er hatte vom Kneif oder der Ahle oft mehr Wehthat gelitten als von der Doktorzange. Wie aber der Zahnarzt sagte, das mache einen Gulden, da wollte es dem Sparhansl doch schier wie eine Prellerei vorkommen, daß Einer mit einem einzigen Kupfer einen Gulden solle verdienen, während er selber auf seinem Dreibeine viele hundert Kupfer und Zupfer, Züge und Klopfer, Reiber und Schaber thun mußte bis ihm ein Gulden in den Sack getröpfelt war.

Welch' lange Lehrzeit so ein Doktor durch-machen muß, davon hatte er freilich keinen blauen Dunst.

Er hielt mit seiner Meinung auch nicht zurück, wie das grobe Herausplagen schon seine Natur und noch mehr seine Ge-wohnheit war.

"Herr reisender Doktor", sagte er, "das ist unverschämt viel Geld für einen Dreher! Da ist unser Baber schon ein ander'r Mann, der ehrlich verdient, was er heischt: denn, wißt, für einen Gulden zieht Euch der einen halben Tag lang an den Zähnen in der Stube auf und ab."

Der Zahnarzt schien nicht beleidigt zu sein. Er erwiderte dem Schuster Jakob nur, wenn das so sei, so hätte der Jakob ja beim Baber bleiben und sich von ihm herumziehen lassen können nach Herzenslust. Er für seine Person habe Gottlob gesunde Zähne, und das Handeln und Markten sei bei ihm nicht Mode.

"Aber", fuhr er fort, "einen guten Rat will ich Dir noch d'raufgeben, welcher Dir mehr nützen wird als mir. Hätte Dir Deine Mutter schön, als Du noch im Käslein herumliegest, zum öfteren in den Mund geschaut und Dich gewöhnt, denselben Tag für Tag fleißig auszu-spülen und Deine Zähne abzureiben, Deine Beißer thäten Dir nicht jetzt schon wider-spenstig werden. Aber im Ganzen steht's noch recht gut mit Deinem Maulsaune, und darum kannst auf viele Jahre den Zahnarzt ersparen, wenn Du mir folgst. Brauche Deine Zähne in Zukunft nur zum Essen, nie mehr aber als Nusknacker und Zange; halte sie rein, so gut Du's kannst, spüle den Mund, je öfter, je besser! Und jetzt geh' in den Arzneiladen und kaufe um fünf Kreuzer rotes Kali und um zehn Kreuzer eine Zahnbürste! Gib jeden Tag ein Körnlein in ein Glas Wasser, wasche damit Deinen Mund aus und bürste Deine Zähne außen und innen! Kommt damit mehr als ein Jahr aus, Bursche, und Deine Zähne bleiben gesund. Bin ich jetzt noch zu teuer?"

Da fand der Jakob, daß der gute Rat wohl einen Gulden wert sein möge. Darum griff er in sein schmieriges Geldsäcklein und suchte die Silberstücke zusammen und that dem Doktor seinen Willen.

Nun kam die Reihe an den alten Müller. Der nahm die Vinde vorsichtig vom Gansen und sagte, er wolle sich betäuben lassen, wenn ihm der Doktor gut stehe, daß er wiederum aufwache und ihm nicht hundeschlecht sei hinter-her den ganzen Tag lang.

Der Zahnarzt schaute sich den untersehten, kräftigen Mann von unten bis oben an und erwiderte:

"Euch thut's nichts; aber es kostet drei Gulden."

Und schon stand ein Bedienter mit einem Schlauche wie ein Dufelsack vor dem Müller.

"Gut", sagte der, "so wagen wir's halt in Gottes Namen!"

Mit diesen Worten setzte er sich in den Rohr-fessel, griff nach seiner Geldtasche und fing an zu zählen.

"Bitte", sagte der Arzt, "es ist nicht nötig, daß Sie vorausbezahlen!"

liefer: des
gestopften,
von einem
e.

uch um den
gequetschte
rte, und er
qualmenben
als ob er's
der Lipperl
Mühlbach,
hlürste und
del blidend,
wurde; der
hatte den
hmal gegen
müsse vor'm

Wanderns
b ihm der
llen sei.
hn schmerz-
ill; ausge-
werde mich
n reisenden

der Lipperl
den Seufzer.

en Zahn —
b oder ganz
ch nicht vor
das zugeht.
l, und dann
großen Sack
hinunter-
Ihr Kopf
gestrickter
Dann reißt
s, und dann
den Bauch,
und dann ist
abgelaufen
n Tag lang,
n Euch der
en. Da laß
g n und bei
Dir geht's

so. Er spie

habt wenig-
kann; aber
es thut doch
er Schlucker

Da
"I
ich, w
nicht,
daltig
blid
A
ein,
"No
ganz
und
Tauf
gabel
Nase
"I
D
einen
man'
U
arme
D
zimm
wohl
"I
gar
U
"Bi
zwei
und
schon
so m
"A
Zäh
mei
Sch
I
schl
schl
Gh
I
sein
und
wiß
wei
I
ein
best
Er
M
Iän
zut
an
Th
ibr

Da blinzelte der Müller schlau und meinte:

„Ich will auch nicht zählen, aber zählen will ich, wie viel Geld ich bei mir hab'! Man weiß nicht, was g'schieht, wenn Einer ohnmächtig daliegt“, fügte er mit einem verdächtigen Seitenblick auf den Bedienten hinzu.

Da setzte er den Schlauch an und schnaufte ein, und eben als er ängstlich rufen wollte: „Noch nicht ziehen, Herr Doktor; ich sehe noch ganz gut, wie die schwarze Raß im Fenster sitzt und auf den Kanari paßt“, da hielt ihm der Tausendkünstler einen Stockzahn wie eine Zwiesgabel auf einem silbernen Tellerchen vor die Nase und sagte höflich:

„Bitte, wir sind fertig!“

Das war doch seine paar Spieße wert, für einen der's hat; hat's Einer nicht, dem sollt man's billiger auch thun.

Und seht schaute sich der Zahnarzt nach dem armen Lipperl um.

Den hatte der Jakob inzwischen im Bartezimmer festgehalten und nicht losgelassen, obwohl er immer schrie:

„Mir thut mein Loch gar nimmer weh, rein gar nimmer weh!“

Und wie ihm der Arzt winkte, da meinte er: „Bitt' gar schön, Herr Doktor, ich hab' nur die zwei hergeführt, weil . . . sie so viel ängstlich und g'schreckt sind; mir fehlt . . . mein Zahn so schon, ich hab' nur ein Loch, und das kann man so wie so nit ausreißen!“

Aber ein Bißchen hereinkommen und die Zahnläcke anschauen lassen, das könne er doch, meinte der Arzt auf einen Wink des boshafsten Schusters.

Das konnte der Lipperl wohl thun, und so schlich er auf den Marterstuhl zu, fest entschlossen, im übrigen seiner angeborenen Feigheit Ehre zu machen.

Der Arzt erkannte gleich, daß der Lipperl von seinem hohlen Zahn fürchterlich gepeinigt werde, und daß es leicht sei, den Uebelthäter zu erwischen, wenn nur der Lipperl den Mund recht weit aufthun wolle.

Aber der Lipperl hatte auf dem Fenster Sims eine glänzende Zange liegen gesehen, und das bestärkte ihn in seinem Entschlusse noch mehr. Er biß die Zähne fest übereinander und ließ den Mann mit der Zange reden, soviel er wollte.

Der Mann mit der Zange erklärte mit geläufiger Zunge, das Zahnausreißen sei heutzutage eine reine Spielerei, ja geradezu ein Vergnügen, zu dem sich die Leute drängen wie zum Theater. Es gäbe sogar Damen genug, die sich ihr ganzes gesundes Gebiß ausreißen und ein

anderes einsetzen lassen, nur um eine Unterhaltung zu haben und sich die Langweile zu vertreiben, und Damen seien doch viel wehleidiger, als so ein kräftiger Bursche.

Der Lipperl ließ das alles zu einem Ohr hinein und zum anderen hinaus und biß zu, soviel er vermochte.

Da entschloß sich der erfahrene Doktor, der auch ein Dickhädel war und die Zahnruine just haben wollte, die Sache zu drehen und zu versuchen, ob er dem Lipperl nicht von einer anderen Seite beikommen könne.

Er that gegen seinen Bedienten in der Zimmerecke einen Augenzwinker, und weil der gut abgerichtet war, verstand er auch die Taubstummensprache.

Deswegen nahm er eine Stecknadel oder Glufe, schlich sich hinter den Lipperl her, bückte sich tief vor jenem Körperteile, den der Schneider schon gar nicht entbehren kann und der Geschichtenschreiber auch nicht, und stach so horniémäßig, daß der Lipperl aufzuckte und den Mund zu einem Schrei aufriß, soweit, als ob er den Doktor vor ihm auf einmal verschlucken wollte.

Darauf hatte der eben gewartet. Wie der Blitz fuhr die Zange in das weitaufstehende Thor . . . ein Dreher, ein Hub . . . und der Zahn war da und der Lipperl sprang wie närrisch vom Stuhle auf, hielt und rieb sich . . . jenen Körperteil, den ein Schneider schon gar nicht entbehren kann, und schrie:

„Donnerwetter hat der Zahn a lange Wurzlen!“

So wurde auch der Lipperl von seinem Leiden erlöst und that sich auf dem Heimwege darauf nicht wenig zu gute, daß sein Zahn weitaus der längste gewesen sei und eine Wurzel gehabt habe fast armlang und er sei deswegen der tapferste Held weit und breit.

Es waren aber auch alle drei überlustig und kamen sich vor wie neugeboren, und Feld und Wald und Bies und Au und Bächlein kühl und Himmelsblau. Alles däuchte sie jetzt tausendmal schöner denn zuvor. Jeden Baum hätten sie umarmen, jede Blume hätten sie küssen mögen, und sogar der alte Müller war trotz seiner grauen Haare gar guter Dinge. Da aber das Pfeifen noch nicht recht gehen wollte und die Freude doch heraus mußte, so huben alle drei zu singen an, der Schneider mit seinem feinen Meckstimmelein, der Schuster mit seinem Glockenbrummhäß, der Müller mit seinem Mühlenklippklapp.

So sangen sie viele schöne Lieder vom Hirtenknaben auf dem Berge und vom Mägdelein im kühlen Grunde, vom Napoleon dem großen

Herren und vom Kettig und der Ruben, und zuletzt noch eines, das der Lipperl vorzu machte, und das thut also:

„Ein Müller, ein Schuster, ein Schneiderlein sein,
Med, Med,
Die gingen zum Doktor in's Städtle hinein,
Bum, Bum,
Der kommt mit der Zange, heraus ist der Zahn,
Klapp, Klapp,
Der Doktor soll leben, der kreuzbrave Mann!
Med, Med,
Bum, Bum,
Klapp, Klapp!“

J. W.

Lotto und Lotteriespiel.

(Nachdruck nur mit Quellenangabe).

Ich führe dich heute, lieber Leser, in einen schönen, großen Lustgarten, einen Park, in dem Kunst und Natur wetteifern, die seltensten Pflanzen und die herrlichsten Blumen hervorzubringen, in dem muntere Vogelstimmen mit den fröhlichen Weisen einer zahlreichen Musikbande oder Kapelle, lustig tirillieren, zwitschern, pfeifen und singen, und in dem schließlich für all die geputzten Spaziergänger und gefallsüchtigen Spaziergängerinnen alle Tage Sonntag ist. Und dennoch sind all diese Gesichter, die an uns vorüberschreiten, nichts weniger als Sonntagsgesichter, denn auf solchen liegt eine heilige Ruhe und eine innere Zufriedenheit, auf denen unserer Lustwandler aber prägt sich die erschreckende Leidenschaft, Haß und Neid, in allen Zügen aus. Alle strömen sie einem langen Gebäude zu, das im Garten von stolzen Säulen umgeben ober sich erhebt. Auch wir, lieber Leser, wollen ihnen dahin folgen und in die herrlichen in Gold und Farben strahlenden Säle eintreten. Todesstille, und doch Hunderte von Menschen... die sitzen um lange, mit grünem Tuche überdeckte Tische. Auf einem erhöhten Platze an der einen Langseite des Tisches sitzt ein Mann mit einer Art hölzernen Rechen; er stößt von Zeit zu Zeit einzelne Worte aus und wühlt dabei, und scharrt in einem Haufen funkelnden Goldes, auf das die Blicke aller Anwesenden mit Leidenschaft gerichtet sind.

Soeben fährt der Rechen wieder über den grünen Tisch und scharrt das Gold zusammen; da ertönt ein lauter Fluch, und ein junger Mann springt auf, stößt den Stuhl zurück, daß er krachend zur Erde fällt, eilt durch die Menge, welche achselzuckend ihm Platz macht, hinaus, und jetzt... tönt ein Schuß, und draußen unter dem blühenden Fliederbusch hat ein junges

Leben gewaltsam enden müssen. Drinnen aber geht es ruhig weiter, nur jetzt erhebt sich vom grünen Tische eine vornehme Dame, zieht mit zitternder Hand den Schleier über das blasse, entstellte Gesicht, eilt hinaus und, von Gewissensbissen und Reue gepetscht, verschwindet sie kopfüber in den Fluten. Und drinnen geht es immer ruhig weiter. Die alle haben sich dem Teufel des Spieles verschrieben, und dieser löst seine Kunden nicht so leicht los: der schöne Park, der prächtige Bau, es ist eine Spielhöhle. Die Gier nach Gold, der ungezügelte Genuß eines feinen Lebens, die Langeweile der Reichen, der sie entfliehen wollen, vereinigen hier all diese Unglücklichen, die oft in einer Stunde Hunderttausende verlieren, die mit Millionen oft dahinkommen, und schließlich nicht einmal mehr einen Pfennig ihr Eigentum nennen können. Ein elendes Dasein, ein noch elenderer Tod sind ihnen beschieden. Denn nur reiche Leute, welche die Gier nach mehr Gold verzehrt, besuchen solche Spielhöhlen, in denen sie zugleich Reizmittel zu finden hoffen, ihre abgestumpften Leidenschaften wieder zu erregen. Der arme Mann steht an der Schwelle, seine Augen funkeln beim Anblick des vielen Goldes, das auch ihn mächtig anzieht, und... auch für ihn hat man das Spielen gefunden, um ihm seine paar Groschen aus der Tasche zu ziehen, für ihn hat man die kleinen Lotterien gemacht, indem man das Lotto und die Lotterien aller Art erfand.

Der Erfinder des Lottos, ein Mann aus Genua, Benedetto Gentile, ist, wie die Volkssage uns berichtet, vom Teufel leibhaftig geholt worden. Das Volk verdammt demnach das Spielen und hielt es für eine große Sünde. Doch wer bekümmert sich heutzutage noch um einen Teufel, besonders wenn dieser mit vergoldeten Hörnern und Bocksfuß herankommt!...

Schon im deutschen Mittelalter kommen „Glücksbude“ und „Glückstopf“ unter den Gaukeleien auf Jahrmärkten vor; der Ursprung derselben ist aber nicht nachgewiesen. „Lot“ ist ebenfalls ein niederdeutsches Wort für „Loos“, und „loten“ ist so viel als „loosen“, so daß das Wort „Lotterie“ auch deutschen Ursprungs ist. Der Glückstopf war eine sehr einfache Einrichtung. Der Spielhalter legte in einen Topf eine Anzahl von Papierstreifen, die mit Zahlen bezeichnet waren, und ebensoviele Streifen in einen zweiten Topf. Diese letzteren waren entweder leer = „Nieten“, oder es war auf ihnen eine gewisse Geldsumme verzeichnet. Der Spieler zog nun einen Papierstreifen aus dem ersten

Topf gegen baare Geldeinlage, und ein Knabe mit verbundenen Augen zog einen Streifen aus dem zweiten Topfe, der entweder den Gewinnst oder den Verlust angab. Dabei kamen stets Spitzübereien und Betrügereien zu Gunsten des Bankhalters vor, so daß die Reichsstädte in Süddeutschland das Spielen entweder ganz verboten, oder unter scharfer Aufsicht stellten. Das Volk hat einen Menschen, der sein Glück beim Spiele suchte, stets als einen nichtsnutzigen betrachtet, den „Lotter“ und „Lieberlicher“, „Lotterbube“, „Lotterei“ und „Lieberlichkeit“ sind gleichbedeutend. So verbot die Stadt Baiereuth das Spiel, „weil manches junge Blut durch Spielen um das Seinige gekommen, an den Bettelstab oder in Lotterei gerathen.“

Mit der Zeit fielen die Gemeinden und die Staaten selbst auf das Glückspiel. So wurde schon im Jahre 1549 in Amsterdam eine Verlosung veranstaltet, um die Kosten zum Bau eines Kirchturmes aufzubringen. Diese Art, Kirchtürme zu bauen, hat sich leider bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt, und zieht heute noch dem kleinen Mann sein fauerverdientes Geld aus der Tasche! . . . Die Staatslotterien beginnen erst um das Jahr 1694, und zwar hatte die Geldnot Wilhelm III., König von England, gezwungen seine Zuflucht zu einer schlaun ausgedachten Lotterie im großen Styl zu nehmen. Diese Spekulation, welche dem König 24 Millionen Mark einbrachte, gleich ganz einer Staatsanleihe neuerer Zeit, wurde aber zur Lotterie durch die Zugabe von Prämien, wie dies heute noch bei manchen Staatsanleihen besteht. Nach diesem glücklichen Versuche schossen die Staatslotterien wie Pilze aus der Erde auf, und treiben heute noch üppig fort, so daß wir bald keine Residenz mehr haben werden ohne große Staatslotterie.

Das eigentliche Lottospiel stammt aus Italien. In Genua bestand der innere Rat der Stadt aus einem „Doge“ und acht „Governatori“. Diese acht Staatsherrn wurden nur auf zwei Jahre gewählt; alle 6 Monate mußten zwei von ihnen austreten, während aus dem großen Rat, der aus 400 Mitgliedern bestand, zwei neue gewählt wurden. Am Wahltag zog ein Knabe aus einem Topfe, in dem die Namen der Wahlfähigen waren, zwei heraus, und diese Gezogenen traten sofort in den inneren Rat ein. Diese Ziehung der Ratsherren wurde in Genua benutzt, um Wetten auf deren Namen anzustellen, gerade wie man heute bei Pferderennen, ja bei jeder Veranlassung wettet, sogar die zwei Bettler in der Kneipe wetten . . . auf

die Schnelligkeit zweier Käuse, die auf dem Tische nebeneinander hinkriechen.

Im Jahre 1620 hat nun der schon genannte Benedetto Gentile die Einrichtung getroffen, daß jebermann bei ihm auf zwei Namen eine große oder kleine Summe setzen könne. Nach getroffener Abmachung zahlte er nun die beiden Treffer vervielfacht heraus, während all die anderen Nieten zu seinen Gunsten waren. Wer einen Namen erriet, gewann einen Auszug, wer beide erraten hatte, gewann eine Ambe, d. h. zwei. Als nun dieser Herr Benedetto längst gestorben war, verbesserte man seine Erfindung, und an die Stelle von Namen setzte man Zahlen, und fügte noch einen Terno (Erraten von drei Zahlen), und Quaterno (vier Zahlen) hinzu. So entstand das Zahlenlotto, wie es heute noch als Spiel in die Hände von Kindern kommt, wie es heute noch als Lotterie in vielen Gegenden, besonders Oesterreich und Italien, früher auch in Baiern, den großen Kindern und den dummen Sumpeln das Geld aus der Tasche holte, um wenig einzelne zu beglücken, um aber ganze Familien zu Grunde zu richten und manchen Handwerker an den Bettelstab zu bringen.

Ob die Lotterien für ihre Veranstalter immer finanziell vorteilhaft sind, das ist nicht Sache des Hinkenden zu ergründen, und dafür ist er auch nicht geschweid und gerieben genug; doch bedenklich muß er den Kopf schütteln, wenn er sieht, wie von Jahr zu Jahr dieses Unwesen immer mehr um sich greift.

Die Lotterien und das Spielen sie sind und bleiben stets ein Verlust für das Gemeinwesen. Das Spiel förbert und begünstigt die Arbeitsscheu und die Genußsucht, das behauptet der Hinkende. Am gefährlichsten für das Gemeinwesen sind all die Lotterien mit kleinen Einsätzen von 1, 2 und 3 Mark. Dadurch läßt sich nur zu leicht der Familienvater verführen und wirft immer wieder sein Geld dem Lotterieteufler in den Rachen, um dann wochenlang aufgereggt, mit trügerischer Hoffnung sich tragend umherzugehen, und schließlich enttäuscht Gott und seinem . . . Pech zu fluchen. Darum, lieber Leser, behalte dein fauererworbenes Geld und verwerte es nützlich, wisse, daß nur der Pfennig freut, daß du nur auf den Pfennig stolz sein darfst, den du mit deiner Hände Fleiß, und nicht mit Hülfe der Teufelkerfindungen („Lotterien“) dir erworben haben wirst.

Zum Schluß nur einige Bilder, die alle der neuesten Zeit angehören:

Da ist der Kassier der Vorschußkasse in

Bafow. Er veruntreute 100000 M. und verspielte dieselben in der kleinen Lotterie. Er wurde zu mehreren Jahren schweren Kerkers verurtheilt.

Die Handarbeiterin Klara Döller, die in einer Metallwarenfabrik als Arbeiterin diente und Lohnlisten zu führen hatte, veruntreute 2000 M., die sie in der kleinen Lotterie verspielte. Sie setzte jede Woche 5 bis 10 M. — Sie wurde zu fünfzehn Monaten schweren Kerkers verurtheilt.

Johann Gucher, Eisenwerksarbeiter in Bichling bei Köflach, erwarb sich mit seinem Weibe durch Fleiß und Arbeit 2000 M., die er in der Sparkasse niederlegte; aber durch einen sogenannten Lottoschwindler, durch einen Lottokombinator, verleitet, verspielte er das Geld, wurde geisteskrank und muß jetzt mit seinem Weibe darben.

Der Kassier der adriatischen Bahnen wurde wegen Veruntreuung von 170000 M., die er in der kleinen Lotterie verspielte, verhaftet, und man fand in seiner Wohnung einen Koffer, vollgefüllt mit alten Lotterielosen.

In Fünfs Haus starb eine Frau, die als wohlhabend galt; nach dem Begräbniß gingen die Erben daran, sich das Kapital zu nehmen, und sie fanden eine alte Schachtel mit alten Losen vollgepfropft.

In Dittaring verlor eine wohlhabende Frau, die durch sieben Jahre auf die Nummer 65 setzte, die aber durch sieben Jahre nicht kommen wollte — sie setzte 100, 200 bis 400 M. — ihr ganzes Vermögen.

Aus höheren Kreisen ist der Spielerprozeß in Hannover noch in aller Gedächtnis, und mit Schmerz muß der Menschenfreund auf all die vernichteten Hoffnungen so vieler Jünglinge blicken, die dem Vaterlande große Dienste hätten leisten können.

Gott aber befre es!

J. W.

Etwas über Consumvereine.

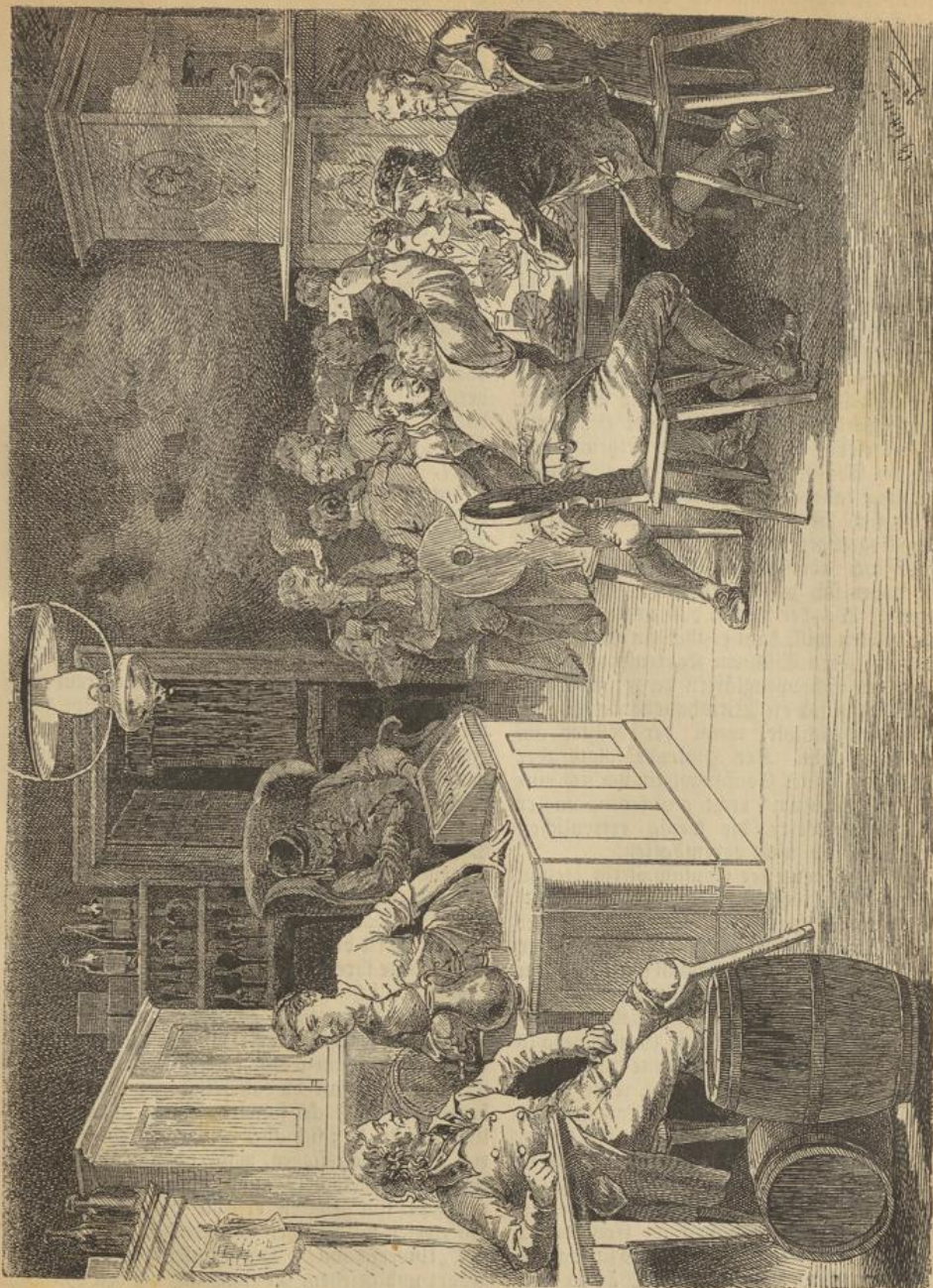
(Mit einer Abbildung)

(Nachdruck nur mit Quellenangabe!)

Geht da neulich der Hinkende durch die Straßen seines Städtchens. Es war schon spät am Abend und dunkel. Eine Bauersfrau eilt an ihm vorüber, nannte seinen Namen und wünscht ihm einen „Guten Abend!“ Ueberrascht blickt der Hinkende auf das Weibchen, welches ihn vergnügt anlächelt. „Was thun Sie noch in der Stadt so spät?“ forscht er nun. Das Weibchen

hemmte ihre Schritte und ging nun langsam neben dem Hinkenden her indem Sie sagte: „Ja, weißt du, altes liebes Hinkelbein (so nennen ihn die Leute, wenn sie ihm schmeicheln wollen), wir haben jetzt Consum, und da mußte ich noch manches bestellen.“ — „So, so, Consum!“ wiederholte der Hinkende, und nun erklärte er sich auch die Freude auf dem Gesicht des Weibchens, „so, so . . . Consum! und Ihr habt den Consum in Eurem Hause? Habt Ihr denn Platz?“ — „Ei ja!“ sprach sie vergnügt: wir haben die große Stube ausgeräumt, darin ist die Wirtschaft, und im Alcove daneben, wo die Betten standen, ist der Laden!“ — „Was?“ rief erstaunt der Hinkende, „Wirtschaft habt Ihr? Ja, verdient Ihr denn was, es sind ja zwei recht gute Wirtschaften in Eurem Dorfe?“ — „Und ob?“ sprach stolz die Consumwirthin; „und meine Tochter darf jetzt nicht mehr fort, so ein junges Mädchen zieht immer ein bißchen an, die Bauern . . . na, zum Beispiel heute früh sind wir erst um 3 Uhr ins Bett, und heute Nacht wollen sie Cervelatсалат, deswegen bin ich noch hier?“ — „Aber, um Gottes willen, Frau,“ rief der Hinkende, „was treiben denn die Bauern bis zwei Uhr morgens?“ — „Ei, Biertrinken und Karteln; aber da ist die Metzger; komm nur einmal bald zu uns, liebes Hinkelbein, und versuche unser Bier, und schau dir die Sache selbst an, gute Nacht!“ verschwunden war sie, und überließ den Hinkenden seinen eigenen Gedanken. Bevor er dir, lieber Leser, diese Gedanken mittheilt, will er in Kurzem dir den Anfang dieser Vereine mittheilen, die heute fast in allen Dörfern die Bevölkerung erfreuen.

Im Jahre 1794 war es. Eine Gesellschaft menschenfreundlicher Männer hatte beschloffen, den Ortsarmen des Dorfes Mungewell, in England, und denen der vier benachbarten Kirchspiele, unter denen große Noth herrschte, beizustehen, und sie gründete den ersten genossenschaftlichen Kaufladen. Die wichtigsten Bedarfsartikel zum Leben, Schweinefleisch, Käse, Lichter, Seife, Salz u. s. w., wurden im Großen sehr billig angekauft, und zum Ankaufspreis an den Abnehmer abgegeben, aber nur gegen Barzahlung. Dabei erhielten die Käufer nur so viel Waren, als sie voraussichtlich für ihre Familie für eine Woche bedurften, so daß ein Handel damit, oder ein Weiterverkauf nicht leicht möglich war. Die Lebensmittel wurden von der Gesellschaft, so viel als thunlich in der Nähe gekauft, und nur wo dies nicht ging, ließ man sie von auswärts kommen. Die einzige Schwierigkeit bei diesem ersten Unternehmen war, eine geeignete Person



„Na, sprach erfreut die Wirtin, ist es nicht schön?“

zu finden, die den Verkauf der Waren besorgte. Endlich fand man einen alten Mann, der weder lesen noch schreiben konnte, dafür aber ein vorzügliches Gedächtniß hatte. Ihm wurden nun einstweilen die nötigen Bedarfsartikel für eine Woche übergeben, und am Ende der Woche wurde abgerechnet. Er bestand die Probe zur vollen Zufriedenheit, und blieb bis an seinen Tod Verwalter des Vereins. Auch sein Nachfolger war ein einfacher Mann ohne kaufmännische Bildung, und die geringe Schwierigkeit in der Leitung einer solchen Anstalt, macht es begreiflich, daß heute noch von den Consumgesellschaften nicht darauf geschaut wird, ob einer kaufmännisch gebildet ist oder nicht, so daß sich leicht in jedem Dorfe eine solche Persönlichkeit finden läßt. Als Bezahlung für seine Mühe erhielt der Verkäufer von der Gesellschaft wöchentlich einen Schilling, oder nach heutigem Gelde 1 Mark 21 Pf. womit er recht zufrieden war. Dies der Ursprung und Anfang der Consumvereine, die bald eine große Verbreitung fanden, und besonders in Fabrikgegenden und bei der armen Bevölkerung zu wahren Segen gereichten.

Zum Fluch aber eines Dorfes, statt zum Segen, haben sich diese Vereine in letzter Zeit ausgeartet. Wo der Teufel das arme Volk zu Grunde richten will, baut er ihm ein Wirtshaus und legt auf jeden Tisch ein Kartenspiel. Wird dann mit den Schoppengläsern da zusammengeläutet, so füllen sich die Wirtshausbänke schneller als die Kirchenstühle, wenn der Küster am Glockenstrang zieht. Der Hinkende folgte aber der Einladung seiner Consumwirtin um sich einmal so ein „Consum“ recht anzusehen, und er will dir lieber Leser, die wenig erfreulichen Bilder, die er sah, nicht vorenthalten.

Zunächst ging er zu der Consumwirtin, die ihn an jenem Abend, wo sie noch spät Cervelatwürste holte, so freundlich einlud. Es war 10 Uhr nachts, als er dort ankam, denn er wollte ja die Gesellschaft beisammen treffen. Im ganzen Dorfe war es schon still, nur hier und da wurde die Stille durch Hundegebell unterbrochen. Am Brunnen, vor dem Gemeindehaus lehnte der Nachtwächter und träumte still vor sich hin. Als der Hinkende herankam, redete dieser sich in die Höhe, nahm seine große Laterne und leuchtete ihm ins Gesicht. „Noch so spät hiesig, liebs Hinkelbein?“ sprach er erstaunt. „Noch so spät,“ antwortete der Hinkende; „jetzt kann man ja nachts zu euch kommen aufs Dorf, einen Schoppen gibt es immer noch im Consum, da hat der Herr Nachtwächter doch nichts zu sagen.“ Mit offenem Munde starrte der Wächter den

Hinkenden an, dann rief er: „Gott sieh' uns bei, auch du Hinkender, bist Consumler geworden! Na, dann Gute Nacht, deinen Kalender kaufe ich nicht mehr!“ Und fort war er, bevor der Hinkende ihm eine Erklärung geben konnte. Von weitem sah der Hinkende schon das Consumhaus. Aus den niederen Fenstern leuchtete trübe ein Lichtschimmer ähnlich dem Lichte einer blindscheibigen Stalllaterne im dichten Nebel. Als er in die Stube eintrat, sah er vor lauter Tabakrauch anfangs nichts als ein Knäuel Männer um einen runden Tisch. Der Hinkende kannte den Tisch wohl. Wie oft saß er an diesem Tische mit dem Bauern und zeigte und erklärte ihnen die schönen Bilder seines Kalenders. Jetzt sah er auch Bilder darauf den Essteinkönig, die Herzogin und den Kreuzbauer, und um den Tisch herum saßen auch noch Bauern, keine Kartebauern sondern richtige Elsäßer Bauern im Kittel, in Hemdärmeln, mit den Mützen auf dem Kopf. Sie rauchten einen Consumtabak, der einem den Atem nahm, tranken Bier dazu und trumpften, daß es nur so krachte. Und der Wirtin Töchterlein saß mitten darunter, und ließ sich einmal vom Jodel und dann wieder vom Michel in die Wangen pfeifen, während der Peter ihr auf den Fuß trat, daß sie laut „Au“ schrie. Der Hinkende hatte sich zur Frau Wirtin gesetzt, der Wirt lag in seinem Sessel und schlief einen Bierdampf aus. „Na,“ sprach erfreut die Wirtin „ist das nicht schön?“ Der Hinkende gab ihr auf diese Frage keine Antwort; er sagte nur: Ja, aber wo haust, wo schläfst ihr denn?“ Etwas verlegen antwortete sie: „Ei, wir bauen nächstens, mit dem Frühjahr, bis dorthin schlafen wir auf dem Speicher . . .“ — „So, so, auf dem Speicher,“ wiederholte der Hinkende. In diesem Augenblick flog die Thür auf, und eine stämmige Bauersfrau erschien. „Ihr verfl. . . Lumpen,“ schrie sie, habt ihr denn noch nicht genug gesoffen?“ Mit diesen Worten näherte sie sich dem Tisch, faßte ihren Jodel am Kragen und rief: „Gehst du jetzt mit heim oder nicht? Hier verkaufst du deine paar Groschen, und morgen kommt der Jude und holt dir die Kuh aus dem Stall, dann können wir betteln gehen, und im Frühjahr spannst du dich selbst vor den Milchkarren.“ Der Jodel stotterte einige unverständliche Worte, ließ sich aber ruhig von seiner Frau zur Thür hinausstoßen, während die andern in ein lautes Gelächter ausbrachen. Die Wirtin war ganz still gewesen, erst als die Thür hinter den zweien mit Krachen zugeschlagen war, sprach sie! „Unerschämt!“ Der Hinkende hatte genug gehört und gesehen. Er stand auf um den Heim-

weg anzutreten. Die Wirtin begleitete ihn noch bis vor die Thür. „Und,“ sprach sie nun, „wie hat dir, Hinkender, unser Bauernkafino gefallen?“ — „Bauernkafino!“ antwortete der Hinkende, „der Name gefällt mir außerordentlich, Bauernkafino ja, Frau Consumwirtin, das ist recht schön, aber die Bauern selbst gefallen mir nicht; die thäten besser daran zu Hause zu bleiben, im Winter alles nachzusehen auf Speicher und im Keller, an Wagen und Geschirr, ordentlich ausschlafen und ausruhen, damit das Frühjahr einen wohlgerüsteten, kräftigen Mann, gutes Ackergeräthe, einen frommen Sinn fände, und ausgeruhete Glieder die zu neuer Arbeit mit gesundem Frohsinn gehen können. Gute Nacht! Frau Consumwirtin!“

Nun blickte sich der Hinkende auch in der Stadt um, denn da wuchert auch kräftig ein Consum. Es ist halb zwölf Uhr nachts. Am langen Tisch in der Wirthschaft zum „Gebratenen Spanferkel“ sitzen noch 6 Männer, sonst ordentliche Handwerker, die aber heute beim Spielchen sich verspätet haben. Sie hatten ihr Bier bezahlt und wollen eben nach Hause gehen, als die Thür aufgerissen wurde, und die Polizei auf eine nicht höfliche Art sie aufforderte das Lokal zu räumen. „Na,“ rief der eine, „solche Lumpen sind wir doch nicht . . .“ — „Maul halten!“ sprach die Polizei, „und nichts wie raus, sonst giebt es ein Protokoll!“ Da rief einer der Männer! „Jetzt gehen wir erst nicht heim; jetzt gehen wir in den Consum!“ Und lachend und vergnügt zogen sie, an der Polizei vorbei, die Straße hinab, geraden Weges in den Consumverein. Der eine der sechs war Mitglied, und die fünf anderen löstien sich für einige Pfennige eine Mitgliedskarte. Als eine Stunde später die Polizei erschien, lachten sie ihr ins Gesicht, zeigten ihre Karten vor, und tranken weiter bis 3 Uhr morgens. Beim letzten Stehschoppen aber stießen sie mit einander an und fangen:

„Ein jeder Trinker lebe hoch, rum bum!!
Und Salz und Schmalz verkauft ihm der „Consum!“
Ja so geht es halt, lieber Leser. Was die Frau im Consum erparrt an den Schwaren, das verklopft der Mann im Consum im Bier. Der gemeine Arbeiter, der Bauer, sie alle gewöhnen sich nicht nur an das Wirthshausgehen, an übermäßiges Biertrinken, nein auch an das Spielen und an das Verschwenden. Und langt der Ertrag des Fettes nicht mehr um seinen Gelüsten fröhnen zu können, so setzt man im Stillen eine funkelneue Hypothek auf das Haus; langt diese auch nicht mehr, so setzt man sich den Juden ins Kamin, von wo er bald herabrutscht und sich

breit auf den Tisch setzt, und von allem Essen das Fett und die Kraft für sich nimmt, bis der Michel und der Jodel an seinem Schnürchen sich zu Tode zappeln, und das herzige Bärwel, und das gute Lenel hinaus unter die fremden Leute und dienen müssen, während sie zu Hause hätten arbeiten und befehlen können.

Nun, diese Art Bauernkafinos sind erst im richtigen Entstehen; welche Früchte für das Gemeinwesen sie zeitigen werden, das wird der Hinkende genau auf seinen Wanderungen beobachten, und mit nächstem Jahre, so Gott will, wird er dir, lieber Leser, schon noch Genaueres darüber mittheilen können. Er fürchtet nur, daß die Weiber, denen ja immer ein Geschäft, in dem sie wohlfeil und gut einkaufen können, willkommen ist, mit der Zeit die ärgsten Feindinnen der Consumgeschäfte werden, denn manche wird das wohlfeile Schmalz, den billigeren Zucker und Kaffee, mit ihrem häuslichen Frießen und dem Familienglück bezahlen müssen. Sollte der Hinkende zu schwarz sehen, nun, dann wird es ihn freuen, dir im nächsten Jahr offen zu gestehen, daß er sich geirrt habe. J. W.

Weihnachten.

Die Zeit der Geburt Christi ist uns leider nicht genau in den Evangelien überliefert worden, so daß man hier nur mit Vermutungen belehren könnte. Sicher wissen wir aber, daß das Weihnachtsfest erst dreihundert Jahre nach dem Tode Christi als das religiöse Hauptfest der Geburt Jesu gefeiert wurde. Es wurde festgesetzt auf den 25. Dezember, ging anfangs von Gallien aus, und dann auch auf die morgenländische Kirche über. Ob das Datum des 25. Decembers auf die Winter Sonnenwende zurückzuführen ist, welche bei fast allen alten Völkern als ein höchst bedeutsames Fest gefeiert wurde, ja bei den Germanen die geheiligste Festzeit war, zu welcher die Götter selbst auf die Erde herabstiegen, mit den Menschen verkehrten, Gute belohnten, Böse bestrafte, ob dieses Datum aus dem Leben Jesu, aus der Heiligen Schrift kann erklärt werden, darüber sind die Meinungen sehr verschieden. Der Hinkende ist zwar kein Gelehrter, doch stimmt er nicht mit denen überein, die unser ganzes Weihnachtsfest einfach auf das alte Julefest, die Rückkehr des feurigen Sonnenballs und die heiligen zwölf Nächte zurückführen, und lehren, daß die christliche Religion auf dieses Lichtfest die Geburt Christi, des Lichtes der Welt, setzte. Unsere christliche Religion ist so reich an Greig-

nissen aus dem Leben seines göttlichen Stifters, daß der Hinkende schon eher die Behauptung aufstellen will, daß das Heilige Weihnachtsfest ein echt christliches und aus christlichem Geiste entsprungen ist, daß aber so manche Volksgewohnheiten um diese Zeit sicher auf das germanische Heidentum zurückzuführen sind. Die Erinnerung an die geheimnisvollen Gestalten, welche bei den Germanen in den Heiligen Nächten auf der Erde umherzogen, hat im Volke den Glauben an noch geheimnisvollere erhalten, wie „den Schimmelreiter“, „Knecht Ruprecht“, „St. Martin“, „den Klaus auf“, „den Hans-trapp“, „den St. Nikolaus“ und andere mehr, Selbst der Tannenbaum mit seinen goldenen Nüssen und Äpfeln, das Zeichen eines immerdauernnden Daseins, der selbst immer grün bleibt in der starren kalten Winternacht, kann als Hauptzierde der Weihnachtszeit aus der Heiligen Schrift erklärt werden.

Christus nennt sich wiederholt den „Tempel Gottes“. Es. Joh. 2, 19 steht geschrieben: „Brecht diesen Tempel, und am dritten Tage will ich ihn aufrichten.“ Die Kirche, da sie keine bestimmte Anhaltspunkte fand für die Geburt des menschlichen Körpers, hat dafür die Geburt, d. h. den Weihe- und Gründungstag ihres Tempels, der da Christus ist, eingesetzt. Die Tempelweihe in Jerusalem begann am 24. abends des neunten Monats und dauerte bis 25. abends. Das jüdische Neujahr aber begann mit dem Monat April, sodaß der neunte Monat von April an, der Dezember ist. „Es war aber Tempelweihe in Jerusalem und Winter.“ (Joh. 10, 22). Selbst unser deutscher Tannenbaum kann als ein Symbol des Tempels zu Jerusalem betrachtet werden. Am 24. abends begann das Fest der Tempelweihe mit dem Anzünden des großen heiligen Leuchters, der im Stiftszelt und Tempel aufgestellt werden sollte, und der bis am 25. abends brannte. Der Leuchter aber ist wie ein Baum gebildet, am meisten einem Tannenbaum ähnlich. Es erheben sich wie Äste vom Stamme drei Arme zur Rechten und zur Linken, die den mittelften Arm einschließen. Am Leuchter sind goldene Kelche, Blüten, Granaten oder Äpfel darge stellt. Darnach haben wir also Weihnachten nicht von den „geweihten, Heiligen Nächten“ abzuleiten, sondern von „die Nacht der Weihe“. Ein Beweis dafür ist auch daß das Neujahrtsfest im Volke „eben wie“ (andere Weihe) hieß, denn nach Lucas 2, 21, wird an diesen Tagen Christus in den Bund Israels aufgenommen, es ist seine zweite Geburt, die Schlußweihe des Tempels

seines Leibes. So wäre also Weihnachten das Fest der Tempelweihe, des Tempels der Christus ist, und der brennende Weihnachtsbaum stellt den heiligen Leuchter dar, der am Abend der Weihe angezündet wurde. Dieser Leuchter wurde von Titus, dem römischen Kaiser bei der Zerstörung Jerusalems geraubt und nach Rom gebracht. Mit dem Verschwinden des Leuchters aber aus Jerusalem, war auch vor Gott das Leben des jüdischen Volkes als Volk ausgelöscht. Doch aus der Finsternis der Katafomben sollte strahlend der Leuchter wieder aufstern in unserm Weihnachtsbaum, und erstrahlen in dem Lichte Dessen, der die Welt und die Hölle besiegt hat.

Als nun das Datum der Geburt Christi auf den 25. Dezember festgesetzt worden war, ergab sich daraus wieder das Datum verschiedener anderer Kirchensfeste, besonders aber hängen eng die „Mariensfeste“ damit zusammen, von denen die protestantische Kirche nur „Mariä Verkündigung“ am 25. März, anerkennt.

Die Abendszeit soll die Vorbereitung auf die Ankunft Christi bedeuten, und wird an den vier dem Weihnachtsfest vorangehenden Sonntagen gefeiert. Es soll diese Zeit eine Rückkehr in sich selbst sein, zur Heiligung seines inneren Menschen, zur Reinigung des christlichen Tempels, in den Christus einziehen will. Es durften daher, und dürfen heute noch in manchen Gegenden, in dieser Zeit keine Hochzeiten und keine Trauungen vorgenommen werden, weil in dieser heiligen Zeit alle weltliche Lust vermieden werden soll.

Dem ersten heiligen Weihnachtsfest folgt dann der Gedächtnistag des ersten christlichen Märtyrers, des heiligen Stephanus, dessen Tag dem seines Herrn am nächsten sein muß. Denn die Märtyrer werden durch ihren Tod wiedergeboren, ihr Märtyrertag ist ihr wirklicher Geburtstag.

Als dritter Tag kommt dann der Gedächtnistag des Apostels Johannes, dessen Evangelium mit der Weihnachtsverkündigung so begeistert beginnt: „Im Anfang war das Wort Und das Wort ist Fleisch geworden!“ Die katholische Kirche hat in schöner Erkenntnis der dreifachen Geburt Christi die Feier der Christnacht in drei Teile zerlegt, jeder Theil gefeiert durch eine Messe, von denen die ersten zwei der Lesung des Lucas, die dritte aber, welche am Morgen im Lichte der Sonne gefeiert wurde, der Lesung des Evangeliums des Lichtes, Joh. 1, 1—14, gewidmet wurde. Dieser Dreiteilung entsprechen nun auch die 3 Tage selbst, Weihnachten, St. Stephanus und Apostel Johannes.

Am 28. Dezember kommt dann das Fest der „unschuldigen Kindlein“, zur Erinnerung an den betlehemitischen Kindermord, der die Geburt Christi begleitete. Am 7. Tag folgt das Fest des heiligen Sylvester, welcher das alte Jahr schließt und das neue beginnt. Warum dieser Heilige den Schluß, resp. Anfang des Jahres bildet, wirst du lieber Leser, einer alten, wenig bekannten Legende vom H. Sylvester entnehmen, die der Hinkende dir nicht vorenthalten will: Die Kaiserin Helena hatte vernommen, daß Constantin ein Christ geworden sei. Sie sei, wie die Legende sagt, eine Jüdin gewesen. Diese Helena war nun damit einverstanden, daß Constantin seinen heidnischen Göttern entsage, aber sie verlangte er solle, statt Christum zu bekennen, sich dem jüdischen Geseze zuwenden. Constantin forderie sie nun auf mit jüdischen Gelehrten zu ihm zu kommen, er wolle dann christliche Lehrer mit ihnen disputiren lassen und je nach dem Ausgang, sich dann entschließen. Dies geschieht. Die christliche Lehre wird von Sylvester verteidigt, und schon hat dieser heilige Mann elf jüdischen Rabbinern geantwortet, als der zwölfte, Zambri sich erhebt und spricht: „Wir haben jest genug geredet, nun zu Thaten!“ Zambri will also seinen Glauben durch Kraft führen, denn er besitzt den Namen des allmächtigen Gottes. Man führt einen wilden Stier herbei. Zambri flüstert ihm ins Ohr, und das Tier fällt wie vom Blitze getroffen tot nieder. Constantin erschrickt, Helena ist siegesgewiß. Da spricht Sylvester: „Du hast den Stier mit dem Namen des furchtbaren Gottes der Juden getödet; mein Gott, Jesus Christus, kann auch töten, doch auch wieder lebendig machen; in der Erweckung vom Tode, soll sich die Kraft Gottes beweisen!“ Zambri versucht nun den Stier wieder lebendig zu machen, doch vergebens sind seine Bemühungen. Da neigt sich Sylvester zum Ohre des Stieres und spricht: „Weiche, Namen des Todes... in Christi Namen siehe auf und gehe gebändig zu deiner Heerde!“ Dies geschieht und Helena nimmt nun selbst die christliche Religion an. Hast du, lieber Leser, den ungemein tiefen Sinn dieser Legende erfasst. Der Stier ist das Heidentum. Das jüdische Gesez, mit seinem furchterlichen Gott der Rache, kann nur töten, strafen, richten. Das Christentum, mit seinem Gott der Liebe, es läßt die Völker wiedergeboren werden, es richtet auf, tröstet und belebt. Sylvester hat das alte Jahr, das Judenthum, besiegt und mit ihm beginnt das neue Jahr, das alles zähmende und veredelnde Christentum.

Am 8. Tage nach Weihnachten tritt das Fest der Beschneidung und Namengebung hinzu, und den Beschluß der Festzeit macht endlich am 6. Januar mit den darauf folgenden 4 Sonntagen, das Epiphaniastfest, das Fest der Erscheinung Christi, das auch das Große oder Hohe Neujahr in der alten Kirche genannt wird. Es faßt in sich die Anbetung des Kindes Jesu durch die drei Könige, die Reinigung Mariä, Jesus Darstellung im Tempel, seine Taufe und seine Wunder. Es würde den Hinkenden zu weit führen, all die Gebräuche an diesen Tagen hier anzugeben; doch sie sind so sonderbar und schön, daß er dir, lieber Leser, das nächste Jahr, etwas darüber bringen wird. Und somit Gott befohlen und halte hoch den christlichen Weihnachtsbaum!
J. W.

Bestrafter Geiz.

Ein Amtmann, welcher sehr geizig war, hatte persönlich in einem Marktsteden zu thun. Da er seinen Schreiber zum Mittagstische hätte einladen müssen, beschloß er ihn zu Hause zu lassen, und forberte den alten Lehrer des Steden auf, ihm behülflich zu sein. Der arme Lehrer brachte dem hohen Herrn seine Huldbigung dar und freute sich schon im Stillen auf ein gutes Mittagessen. Der Amtmann war viel zu geizig, um die geheimen Wünsche des hungrigen Magens seines Untergebenen zu erraten, und lud ihn nicht ein. „Gehen Sie doch,“ sagte er zum Lehrer, „in das „Goldene Kalb“ das neben der Schule liegt, und bestellen Sie ein einfaches Mittagessen für mich!“ Der getäuschte Lehrer kam ins Wirtshaus und verlangte Feder, Tinte und Papier; er schrieb und übergab dem Wirte eine Liste von Personen für die er schnell ein gutes Mittagessen bereiten sollte. Dann aber machte er, daß er fortkam, und schaute, hinter den Fenstervorhängen versteckt, der Ankunft des Amtmannes entgegen. Der Herr Geheimrat fand sich zwei Stunden später einem Tische mit fünf Bedecken gegenüber. — „Wozu so viele Bedecke?“ fragte er den süß lächelnden Wirt. — „Ich habe mich genau an diese Liste gehalten,“ antwortete dieser sich tief verneigend; hier steht: Zuerst für den Herrn Geheimrat. — „Das bin ich,“ erwiderte der Amtmann. — Für den Herrn Regierungsdirektor. — „Das bin ich ebenfalls.“ — Für den Herrn Amtmann. — „Auch das bin ich.“ — Für den Protector des Kriegervereins. — „Auch für mich.“ Für den hohen Ritter verschiedener Orden. — „Wiederum für mich. Aber, bester Wirt, ich bin eine einzige Person und soll nun

fünf Gebede bezahlen? Aber der schlaue Lehrer hat Recht, warum habe ich ihn nicht eingeladen! — „Soll ich ihn rufen lassen?“ fragte schmunzelnd der Wirt. — „Das Essen ist ja bestellt.... meinethwegen!“ versetzte in guter Laune der Amtmann, dem die List des Lehrers wohl gefiel. Der herbeigerufene Lehrer aber aß für vier.

Der Hinkende möchte aber doch vor Nachmachen warnen, denn.... Kirichen ist man am besten allein, fliegen einem auch keine Steine an den Kopf.

Gemeinnütziges.

Eierzucht.

Macht, schafft Eier auf den Markt, Bauern! Getreide gilt nicht. Früchte gelten wenig, so schafft Eier, schafft Fleisch! Millionen Eier kommen von Fremden zu uns. Millionen Mark gehen jährlich von uns! Wo zu? Haben wir auch nicht die warme Gegend wie Italien, Frankreich, Spanien, so ist es aber dennoch bei uns so warm, wie im Lande der Dänen, und sollen deutsche Eier in England Käufer finden, so müssen sie über Dänemark gehen, müssen — in dänische Eier umgetauscht werden. Wir sind dem Auslande eiertributpflichtig! Das ist nicht recht, das ist nicht in Ordnung.

Deutsches Eiergeld soll in unsere Kassen spazieren. Aber wie ist dies anzufangen? Wie?

So:

1) Alle Hühner, alle unsere Landhühner, die nicht tüchtige Eierleger sind, dabei große Eier legen, kommen Sonntags in die Pfanne, dazu giebt's Reis. Keine Henne wird mehr gehalten, gefüttert, die nicht ihre 150 bis 200 und mehr Eier im Jahre legt.

2) Alle Hühner werden, so sie 4 Jahre alt sind, in den Kochtopf gesteckt; solche Hühner sind alte, unbrauchbare Hühner, sie legen wenig Eier.

3) Zu den guten Landhühnern tritt ein junger, kräftiger italienischer Hahn, der gelbe Füße, einen gelben Schnabel, einen roten, stehenden Kamm hat. Ist er vier Jahre alt, so räumt er den Platz, ein jüngerer kommt an seine Stelle.

4) Alle Hühner haben einen sauberen, vor allem warmen Stall. Wärme braucht die Henne; warm muß es sein; keine Zugluft darf der Stall haben, aber dennoch frische Luft und Sand mit Kalk oder Asche gemischt als

Einstreuen auf dem Boden. Ist der Stall schmutzig, stinkt es im Hühnerstall: ist unreine Luft darin, so ist es mit dem Eierlegen vorbei.

5) Die Sitzstangen im Stalle sind alleamt gleich hoch; die Hühner dürfen nicht unruhig sein, nicht auf- und abfliegen. Ruhe ist die erste Sorge.

6) Zum Futter bekommen die Hühner Grünes und Körner, noch besser Fleisch in Gewürm oder Pferdefleisch. Im Winter Kartoffeln und Möhren, zusammengestampft, warm als Brei, worauf Schrot, noch besser Fleischmehl gestreut ist. Ohne gutes Futter — keine Eier. Aus nichts wird nichts!

7) Täglich erhalten die Hühner — reines, gesundes Wasser zum Trunk.

8) Die Hühner werden sorgsam gepflegt; haben sie Ungeziefer, so wird es entfernt durch Einstreuen von Kalk, Einblasen von Kalk unter die Federn.

Wichtige Sorten Hühner halten, ihnen einen warmen Stall geben, sie gut pflegen und richtig füttern giebt

„Viel Eier, viel Geld!“

Etwas über Redensarten.

1. Eine böse Sieben.

Darunter versteht man gewöhnlich ein böses Weib, oder wie man in einzelnen Gegenden des Elsaßes sagt, „ein Laster“. „Du bist ein Laster!“ Die Zahl Sieben ist eine heilige Zahl, aber auch eine Unglück bringende Zahl. Der Volkswitz hat immer sieben Laster aufgezählt, so daß obiger Ausdruck wohl bedeutet: Eine von den bösen Sieben, d. h. Laster.

2. Nicht viel Federlebens machen.

Diese Redensart bedeutet: Nicht lange jemanden schmeicheln oder gute Worte geben. Federn lesen sagt man von einem Manne, der von den Kleidern eines höher Gestellten die Stäubchen abwischt, oder ein Härchen herabnimmt, oder ein Federchen abliest, der sich also wohl anmachen will, der ihm schmeicheln will.

„Verselb ist allen Heuchlern feind,
Die also umb in Federklauben.“

3. In den Flitterwochen leben.

„Flitter“ heißt hier nicht Glanz, also in den glänzenden Wochen leben, sondern „flittern“

heißt so viel als „Lachen“, „Lösen“, also die Wochen, in denen man lacht und löst. In der Schweiz sagt man für die ersten Wochen der Verheiratung „Frütelwochen“, auch „Trintenwochen“, das ebenfalls lieblosen, küssen heißt. Auch „Honigwochen“ und „Rüßmonat“ hat das Volk diese schönste Zeit der Ehe genannt.

4. Stein und Bein schwören.

Diese Redensart bedeutet einen heiligen, teuren Eid schwören, schwören unter Anrufung der Heiligen. Der, der den Eid ablegen wollte, legte entweder die Hand auf den Altar in welchem stets Reliquien von Heiligen eingeschlossen sind, oder er berührte die Reliquien selbst, oder nur den steinernen Behälter, in dem sie aufbewahrt wurden. So stand im Mittelalter häufig auf dem Gerichtstische ein Reliquienkasten, d. h. ein Schrein, in dem Gebeine von Heiligen lagen, neben dem Schwert. Schon die alten Deutschen schwuren außer bei dem Schwert auch bei heiligen Bäumen, Felsen, Steinen u. c., so daß obige Redensart, bedeutet: Schwören und dabei den Altar und die Gebeine der Heiligen berühren.

5. Die Leviten lesen.

Das heißt jemanden ausschelten, ihm den Text oder das Kapitel lesen, abkanzeln oder abkapiteln. In den Klöstern mußten sich jeden Morgen die Mönche vor dem Bischofe, Abt oder dessen Stellvertreter versammeln. Dieser las ihnen dann ein Kapitel aus der heiligen Schrift vor, und knüpfte gleich daran die Rügen und Ermahnungen, die tagsüber der eine oder andere sich zugezogen hatte. „Die Leviten lesen“ statt den Text oder Kapitel lesen, kommt daher, daß in der katholischen Kirche unter Levit der Geistliche verstanden wird, welcher vorzugsweise mit dem Vorlesen der Epistel und des Evangeliums betraut ist, so daß der Name des Lesers auf das Gelesene übertragen wurde.

Der ärztliche Beruf in Marokko

ist mit mancherlei Unannehmlichkeiten verknüpft. Gerhard Rohlfß erzählt in den „Mensch. Neuzeit. Nachr.“, daß er als „Leibarzt des Sultans“ eines Tages in den Palast gerufen wurde. „In einer reizenden Veranda saß der Sultan, leicht kenntlich an seinem großen schwarzen Bart, mit

untergeschlagenen Beinen. In einer Nische hockte auf einer Matrage ein schwächlicher Jüngling, Mulei Zlitan, der Sohn des Sultans und mutmaßlicher Thronerbe. „Dieser ist krank“, hieß es, „behandle ihn.“ Rohlfß fand bald heraus, daß er seinen Magen überladen und vielleicht etwas Fieber hatte. Ich verordnete ihm dagegen « milha inglese » (englisches Salz, wie die Marokkaner die magnesia sulphurica nennen) und zwar einen Eßlöffel voll. Außerdem Chinin in Pillen. Sodann wurde ich vor den Sultan geführt und er fragte mich, wie ich seinen Sohn gefunden und was ich verordnet habe. Auf meine Antwort erwiderte er « Thaib, thaib! » (gut, gut), ließ mir das Bittersalz bringen und befahl mir, die Hälfte davon zu nehmen, was ich auch natürlich thun mußte. Von dem Chinin nahm er Abstand und damit entließ er mich. Dies ist das Unangenehmste bei dem Behandeln der marokkanischen vornehmen Patienten, daß sie immer verlangen, man solle die Hälfte der verordneten Medizin selbst einnehmen. Ich, der es gar nicht nötig hatte, verspürte den ganzen Tag die Wirkung des Mittels.“

Eine Stiefelputzmaschine.

In Amerika — so etwas erfindet man überhaupt nur in Amerika — ist das Neueste eine Stiefelputzmaschine mit Elektrizitätsbetrieb. Die Maschine besteht aus einem Stuhl und einem Holzkasten. An dem Holzkasten sind nahe dem Fußboden zwei Steigeisen befestigt und über jedem eine rotierende Bürste. Die eine Bürste ist hart und dient als Schmutzbürste, die andere ist weich und trägt die Wicse auf. Der Apparat funktioniert in folgender Weise: Man setzt sich auf einen Stuhl, legt den Fuß auf das Steigeisen mit der harten Bürste, dann wirft man einen Nickel in den Kasten, es erscheint eine Glühlampe, und die grobe Bürste beginnt ihre reinigende Thätigkeit. Dann stellt man den vom Straßenschmutz befreiten Stiefel auf das Steigeisen mit der weichen Bürste, die ihn gründlich schwärzt. Nun übergiebt man den Stiefel noch einmal der harten Bürste, welche ihm jetzt den gewünschten Glanz verleiht. Das Ganze dauert eine bis zwei Minuten. Der Erfinder dieses Automaten beabsichtigt ihn in großen Städten an öffentlichen Plätzen, auf Bahnhofsperrons, in Hotels und Rasierläden aufzustellen.

Die hauptsächlichsten Weltbegebenheiten im verfloffenen Jahre.

(Von September 1894 bis August 1895).

In diesem Jahre ist glücklicherweise nicht mehr wie in dem vorhergehenden von anarchistischen Attentaten zu berichten. Auch blieben wir erfreulicherweise in Europa von einem Kriege verschont. Dagegen sahen sich die Franzosen veranlaßt, einen Feldzug nach Madagaskar zu unternehmen, und die Spanier waren gezwungen, eine Expedition nach der Insel Cuba abgeben zu lassen, um den dort ausgebrochenen Aufstand zu unterdrücken. Gegenwärtig sind beide Feldzüge noch nicht zu Ende, doch steht zu erwarten, daß dies in einigen Monaten der Fall sein wird, da die Einheimischen auf die Dauer der europäischen Kriegstüchtigkeit nicht gewachsen sind.

Der Krieg zwischen China und Japan, dessen Ende bei Erscheinen des vorigen Kalenders noch nicht vorauszusehen war, hat mit dem Siege der Japanesen über die Söhne des Himmlischen Reiches geendet. In Shimono-seki wurde der Friede geschlossen, der Japan außer einer Kriegsschädigung bedeutende Vorteile sicherte. Infolge des Eingreifens Rußlands, Deutschlands und Frankreichs wurde die Japan zuerkannte Halbinsel Liaotang mit dem wichtigen Seearsenal Port-Arthur China wieder zugesprochen. Bis jetzt erfolgte die Räumung der Halbinsel seitens der Japanesen jedoch noch nicht.

Zu einem internationalen Friedensfeste gestalteten sich die Feierlichkeiten bei Eröffnung des Nordostsekanals (Juni 1895), an denen fast sämtliche seefahrende Nationen der Welt teil nahmen. Im übrigen ist aber die internationale Lage keineswegs günstiger als früher. Trotz aller Friedensversicherungen seitens der Fürsten und Staatsoberhäupter werden die Rüstungen unentwegt fortgesetzt, so daß die Länder bald nur mehr befestigte Heerlager sein werden. In der letzten Zeit wurde übrigens versichert, Rumänien sei dem Dreibunde beigetreten.

In Deutschland ist ein ziemlich wichtiges politisches Ereignis zu verzeichnen. Der Reichskanzler Graf Caprivi gab Ende Oktober seine Entlassung, die auch vom Kaiser angenommen wurde. An seine Stelle wurde der bisherige Kaiserliche Statthalter in Elsaß-Lothringen, Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst berufen, der trotz seines hohen Alters das verantwortungs-

reiche Amt annahm. Zugleich trat an Stelle des Grafen Eulenburg, des preussischen Ministers des Innern, der bisherige Unterstaatssekretär für Elsaß-Lothringen, Herr von Koeller. Deutschland erlitt im vergangenen Jahre den Verlust mehrerer tüchtiger Gelehrter und Schriftsteller, wie Herm. v. Helmholtz, v. Sybel, Karl Vogt, Moritz Carrière, Gustav Frehtag u. s. w. Ferner verlor der ehemalige Reichskanzler Fürst Bismarck seine Frau durch den Tod. Am 1. April feierte er seinen 80. Geburtstag. Aus diesem Anlaß wurden ihm zahlreiche Ehrungen seitens des Kaisers, der deutschen Fürsten, vieler Städte, Körperschaften, Vereine u. s. w. zu teil.

Eine schreckliche Katastrophe ereignete sich Ende Januar: Der Dampfer des Norddeutschen Lloyd „Elbe“ ging in Folge eines Zusammenstoßes mit dem englischen Dampfer „Gretchie“, 47 Seemeilen von Lowestoft entfernt, unter. Die „Elbe“ war der erste Schnelldampfer des Nordd. Lloyd und hatte Raum für 179 Passagiere erster, 142 Passagiere zweiter und 796 Passagiere dritter Klasse. Das Schiff war im Jahre 1881 in Glasgow gebaut, es war 128 m lang, 13 2/3 m breit, 10 1/12 m tief, hatte 5600 Pferdekraft, einen Bruttoinhalt von 4510 Tons und eine Geschwindigkeit von 16 km per Stunde. Der ursprüngliche Preis war 2 900 000 Mark. Im Ganzen sind bei dem entsetzlichen Unglück 136 Mann der Besatzung, 4 Postbeamte und 195 Passagiere verunglückt. Nur 20 Personen wurden gerettet. Die nach Amerika bestimmten verunglückten Passagiere verteilen sich nach der Staatsangehörigkeit wie folgt: Deutschland 41, Oesterreich-Ungarn 81, Amerika 41, Rußland 8, Holland 3, England 2, Schweden 1, Honolulu 2. Darunter sind 17 Kinder unter 12 Jahren. Dazu kommen noch 15 Passagiere nach Southampton. Auf der See ereigneten sich übrigens im Frühjahr noch einige weitere Katastrophen; so ging u. a. im März der spanische Dampfer „Reina-Regenta“ mit 420 Mann Besatzung auf der Fahrt von Tanger nach Cadix unter.

Aus Deutschland ist übrigens noch ein unheilvolles Elementarereignis zu melden. Am 6. Juni gingen nämlich über das württembergische Gachthal gewaltige Wolkenbrüche nieder, die in der Oberamtsstadt Balingen und vielen

Dörfern ungeheuern Schaden anrichteten. Außerdem forderte die furchtbare Katastrophe nicht weniger als 50 Menschenleben.

In Frankreich war bekanntlich nach der Ermordung Carnot's Casimir Perier zum Präsidenten gewählt worden. Derselbe blieb

Felix Faure gewählt. Aus Frankreich ist noch der Tod des Grafen von Paris, des berühmten Erbauers des Suezkanals, Ferdinand v. Lesseps, des Marschalls Mac Mahon und des Marschalls Canrobert, sowie des Kammerpräsidenten Bardou zu melden. Ungeheures Aufsehen er-



Fürst Hohenlohe Langenburg, Kaiserl. Statthalter von Elsaß-Lothringen.

aber nicht lange am Ruder. Er fühlte sich anscheinend dort nicht an seinem richtigen Posten, und es fehlte ihm an der nötigen Energie, so daß er am 15. Januar freiwillig von seinem Amte zurücktrat. An seine Stelle wurde von der in Versailles zusammengetretenen Nationalversammlung (Deputiertenkammer und Senat)

regte der Landesverratsprozeß, der im Dezember 1894 gegen einen französischen Generalstabs-offizier, den Artilleriehauptmann Alfred Drehsus, geführt wurde und mit dessen Beurteilung zur Degradation und lebenslänglichen Deportation endete.

Am 27. April ereignete sich im östlichen

Frankreich eine schreckliche Katastrophe. Bei Vouzey (Arrondissement Epinal) brach der Damm eines Stauweihers, der 7 Millionen Kubikmeter Wasser enthielt. Diese ungeheure Menge wälzte sich mit furchtbarer Gewalt über eine Anzahl Dörfer dahin, die schauerlich verwüstet wurden. Die aus dem Reservoir ausgebrochene Wassermasse hat auf ihrem ganzen Weg alle Brücken und Dämme von Straßen und Eisenbahnen zerstört, die sich ihr entgegenstellten. Die Eisenbahnverbindungen zwischen Epinal-Chaumont und Epinal-Nancy wurden

unter den Trümmern und im Schlamm vergraben waren; sie belief sich auf etwa Hundert.

Aus Osterreich-Ungarn sind abgesehen von politischen Ereignissen, die aber nur für die innere Lage des Landes von Bedeutung sind, zwei schreckliche Katastrophen zu verzeichnen. In der Nacht vom 14. auf den 15. April wurde Laibach, die Hauptstadt von Krain, durch ein schweres Erdbeben verwüstet. Auch kamen einige Menschen dabei um, während viele Personen verwundet wurden. Am 19. Juli wurde die Stadt Brüy von einem großen Unheil heimges-



Nikolaus II., Kaiser von Rußland.

unterbrochen. Die Wasserfluth nahm ihren Lauf durch das Avidreththal entlang und ergoß sich in die Mosel, das ganze Moselthal auf eine Strecke von 15 km, vom Reservoir ausgerechnet, in der kürzesten Zeit überschwemmen. Der Wasserschwall war so ungeheuer, daß er noch mehrere Kilometer vom Reservoir entfernt, die Häuser bis zum zweiten Stock unter Wasser setzte. Die von ihm angerichtete Verwüstung der Dörfer, Mühlen, Fabriken und der Ernte wird auf über 50 Millionen Fr. geschätzt. Was die Todten betrifft, so konnte deren Zahl erst nach einigen Tagen festgestellt werden, da viele Leichen

sucht. Infolge einer Erbsenkung stürzten etwa 40 Häuser ein, wobei jedoch ein Verlust an Menschenleben glücklicherweise nicht zu beklagen war.

In Italien hielt sich Ministerpräsident Crispi trotz aller Schwierigkeiten der inneren Lage am Ruder; ja, es gelang ihm sogar, nach Auflösung der Deputiertenkammer bei den Neuwahlen eine ansehnliche Mehrheit zu finden. Am 25. Juni heiratete der Herzog von Aosta, der Neffe des Königs Humbert von Italien, die Prinzessin Helene von Orleans, eine Schwester des Herzogs Philipp von Orleans. Am 7. Juli

sand in Rom unter großer Teilnahme der Bevölkerung der feierliche Einzug des neuvermählten herzoglichen Paares von Nosta statt.

In England ist das Kabinett Rosebery nach langjähriger Herrschaft gestürzt. Lord Salisbury wurde Ministerpräsident, jedoch hat dieser Wechsel nur für die inneren Angelegenheiten Englands Bedeutung, denn bekanntlich bleiben die Söhne Albions bisher unter allen Regierungen ihrer rücksichtslosen Politik im Auslande treu. In der letzten Zeit wäre es beinahe zu einem Konflikt zwischen England

früheren Ministerpräsidenten Stambulow zu melden, der von seinen Mördern in furchtbarer Weise zerstückelt wurde und erst nach mehrtägigen Leiden den Geist aufgab. Die Mörder sind bis jetzt noch nicht verhaftet.

Schließlich wollen wir nicht verfehlen, auch aus unserm engeren Heimatlande, Elsaß-Lothringen einiges zu berichten. Nach der Berufung des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst nach Berlin wurde Fürst Hermann zu Hohenlohe-Langenburg vom Kaiser zum Statthalter ernannt. Im Mai wurde in Straßburg die



Prinzessin Alix von Hessen, Kaiserin von Rußland.

und Brasilien gekommen, weil ersteres eine öde Insel, Trinidad, besetzt hatte, auf welche letzteres Land ein Recht zu haben glaubte. Die Sache wurde aber gütlich beigelegt.

In Rußland starb der Zar Alexander III., der schon längst an einer tödlichen Krankheit dahinsiechte. Sein Sohn Nikolaus folgte ihm auf dem Throne und heiratete gleich darauf die Prinzessin Alice von Hessen. Nach dem Tode v. Giers' wurde Fürst Kobanow, bisher Botschafter in Wien, zum Minister des Auswärtigen ernannt.

Aus Bulgarien ist die Ermordung des

Industrie- und Gewerbeausstellung eröffnet, die ein sehr gelungenes Bild von dem Gewerbesleiß Elsaß-Lothringens, Badens und der Pfalz bietet. Ganz Straßburg steht diesen Sommer und Herbst unter dem Zeichen der Ausstellung, die schon seit Monaten eine Masse Touristen nach der Hauptstadt unseres Landes lockt.

Auflösung der Rätselnüsse.

I. Nichts. — II. Braut; $B = 1, r = 2, a = 3,$
 $u = 4, t = 5.$ — III. Rad. — IV. Zunge. —
 V. Uhu. — VI. Christ, Strich.